XXI. Jahrg. Berlin, den 1. Februar 1913. Nr. 18.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite

Nota 137
Der Einzige. Von Karl Heckel 146
Der Wandervogel. Von Ludwig Gurlitt 151
Die Leich'. Von Harriet Straub 159
Paula Dehmel. Von Inge Maria 162
Selbstanzeigen. Von Boehme, Meisel-Heß, Wolff 165
Banknoten. Von Ladon 168

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.** Fernspr. Lzw. 7724.

MANOLI
Neue Marken
Montebello 5 ₰ Optima 10 ₰



Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Man trinke Hersfelder
Lullusbrunnen
gegen
Gicht, Zuckerkrankheit,
Magen= und Darm=
Krankheiten,
Gallensteine, Fettleibigkeit.





Berlin, den 1. Februar 1913.

Nota.

Die Militärvorlage.

Wie herrlich weit wirs in der Kunst gebracht haben, großen Aufwand unter schädlichem Geräusch, doch ohne kräftig durchgreifende Wirkung zu verthun, lehrt die Geschichte der Wehrgesetze aus bethmännischer Nothzeit. Am siebenundzwanzigsten März 1911 wurde ein „Gesetz über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres“ verkündet, dessen Geltung bis in den Lenz 1916 währen sollte. (Dann, meinten gläubige Hofgenerale, werde die große Abrechnung mit den Westmächten beginnen.) Das Blickmaß war falsch; das Quinquennat schon nach elf Monaten unhaltbar. Der fünfzehnte Aprilabend des Jahres 1912 brachte einen neuen Entwurf ans Licht; und in der Begründung stand vornan der Satz, die Heeresstärkung müsse „schneller durchgeführt werden, als noch vor einem Jahr nothwendig schien“. Warum? Weil auf die (hier als unzulänglich bezeichnete) Vorlage von 1911 der Tag von Agadir gefolgt war. Weil die Blindheit der Herren von Bethmann und Kiderlen die Französische Republik aus einer uns nützlichen Abneigung von allem militärischen Wesen in den wildesten, der deutschen Menschheit feindlichsten Nationalismus gescheucht hatte. Weil diese Herren, denen Frankreichs Patriotenbund ein Denkmal schuldet, durch ihr unkluges Handeln und kraftloses Unterlassen erwirkt hatten, daß die Republik, die den Abrüstungplänen des Herrn Hervé und den Milizvorschlägen des

Herrn Jaurès lauschte, mit allen erlangbaren Mitteln, mit einem seit Bonapartes Zeit nicht erlebten Masseneifer sich für den Krieg rüstet. Und weil seit dem Panthersprung und dem Rückzug in die Kongosümpfe aus dem lockeren Gefüge der Triple-Entente ein fester Dreibund geworden war. Das war nicht mehr zu ändern; die Heeresstärkung versäumt, Frankreichs Vorsprung müßig geduldet worden. Dreierlei blieb zu fragen: ob das Geforderte diesmal genüge; ob es das Bedürfniß übersteige; ob die richtige Anwendung des zu bewilligenden Geldes verbürgt sei. „Noch im (günstigsten, unwahrscheinlichsten) Fall russischer Neutralität dürften Deutschlands Ostgrenze und Seeküste nicht von Truppen entblößt werden. Dann aber hätten wir auch nach dem neuen Präsenzgesetzentwurf auf der Wacht am Rhein nicht die Uebermacht. Trotzdem Deutschlands Volksziffer um achtundzwanzig Millionen höher als Frankreichs ist. Keine Zahlüberlegenheit im Einzelkampf gegen Frankreich und ein uns viel ungünstigeres Kräfteverhältniß im Fall eines Landkrieges mit zwei Fronten: da birgt der Kalkul einen Fehler, den ein Roon sich niemals verziehen hätte. Und den leider auch der neue Entwurf nicht tilgt. Der rechnet mit dem Ergebniß der Volkszählung von 1910, die einen Lustralzuwachs von fast $4^1/_3$ Millionen Köpfen verzeichnet; senkt aber den Prozentsatz der Auszuhebenden, statt ihn zu erhöhen. Wenn wir alle Tauglichen einstellten, hätten wir sofort vier neue Armeecorps; und die beste Assekuranz gegen westliche Angriffsgefahr. Die müßte der Reichstag fordern. Ob die der Ersatzreserve zugeschriebenen siebenzigtausend Mann nach der Einberufung erst eine zweimonatige Lehrzeit durchmachen müssen oder, als zuvor ausgebildete Leute, am Tag der Mobilmachung in ein Reserveregiment eingereiht werden können: die Antwort auf diese Frage kann wichtig werden. Jeder Corps- oder Linienregimentsverband müßte sich Rahmen (Cadres) schaffen, deren Hauptzweck wäre, eine rasche und zureichende Reservistenausbildung zu ermöglichen. Dann könnten alle wehrhaften Männer, auch die jetzt als überschüssig weggewiesenen, im Kriegsfall ohne schädliches Säumen dem Reich dienstbar gemacht und die Gefahren feindlicher Zahlübermacht vermieden werden. Zu theuer? Nur die Ziffer der Subaltern- und Unteroffiziere müßte steigen; an der Spitze der Pyramide und im Etat der Ruhegehälter wären viele Millionen zu ersparen. Unser Beförderungssystem, das für die Vorrechte des Dienstalters besser sorgt als für

die Auslese der Tauglichsten, drängt eine große Schaar rüstiger Männer aus dem Wehrdienst, dessen Pflicht sie noch Jahre lang froh erfüllt hätten. Dadurch verliert das Heer brauchbare, nur nicht von Sippengunst geschirmte Frontoffiziere; und die Last der Pensionen wächst ins Unerträgliche. Des Reichstages Arbeitziel muß sein, allen Wehrfähigen eine für den Nothfall genügende Soldatenerziehung zu sichern. Dieses Ziel ist erreichbar, wenn die Mehrheitparteien den Muth finden, alles Entbehrliche mit scharfer Scheere abzutrennen, für Tand und Brimborium nicht eine Reichsmark zu bewilligen und Herrn von Tirpitz mit unzweideutiger Klarheit zu sagen, daß Deutschland, dessen Machtbezirk, heute wie gestern, durch die Stärke seines Landheeres bestimmt wird und das dieses Heer, den Herzmuskel des Reiches, zu lange verkümmern ließ, den Scharlachfiebertraum von einer der britischen gleichwerthigen Flotte abgeschüttelt hat und entschlossen ist, seinen Vermögenszuwachs an die Festigung seiner von mindestens zwei Seiten bedrohten Landmacht zu wenden. Nur in seinem Landheer ist Deutschland tötlich zu treffen. Nur am Rhein und an der Weichsel kann es, auch gegen Britenübermuth, seine Machtstellung sichern. Seine Zukunft liegt auf dem festen Land. Wenn Franzosen und Russen gewiß sind, daß ihr Angriff von einer Ueberzahl ausgebildeter Mannschaft abprallen müßte, vermiethet sich dem Angelnwunsch zwischen Nowaja Semlja und Porto Palo nirgends ein Schwert." Das wurde hier gesagt, als der Entwurf, im April, veröffentlicht worden war. Zweifel an der Weisheit der Heeresleitung durfte nicht geduldet werden. Wurde auch nicht geduldet. Der Reichstag that nichts für die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht; er nahm (sammt der Marinevorlage, an der Haldanes, des Friedensmissionars, Eifer zerschellte) den Präsenzentwurf an und hütete sich, der Ursache fahrlässiger Säumniß nachzuforschen. Wer offen aussprach, auch die neue Forderung sei unzulänglich, wurde ein Narr oder Tölpel, Nörgler oder Reichsfeind gescholten. Das Bewilligte, hieß es, reicht auf Jahre hinaus. Wollt Ihr Schreibtischstrategen klüger sein als der Kriegsminister? Nein (lautete die Antwort); doch die Opfer, die in Deutschland Jeder, außer den einer Regentenfamilie Angehörigen, der Reichswehrkraft bringt, geben das Recht auf die Gewißheit, daß ein stärkeres, mit besserer Waffe gerüstetes Heer unserem niemals entgegentreten könne.

Diese Gewißheit wankt; zum ersten Mal seit den Tagen der

preußischen Heeresreform. „Die allgemeine Wehrpflicht steht nur auf dem Papier." „Wir haben nicht genug Maschinengewehre." „Unsere Kanone ist nicht das Beste, was Krupp heute leisten kann." „Hauptsache: die Zahl der Ausgebildeten ist zu klein." So hörte mans täglich von wachsamen Offizieren. Die klagten, daß alles erraffbare Geld der Seewehr zugewandt werde, und erzählten, auch im Großen Generalstab ringe Mancher seufzend die Hände. Daß die Warner nicht geirrt haben, ward nun bewiesen: denn noch im Februar soll eine neue Militärvorlage in den Reichstag kommen. Die dritte im Lauf dreier Jahre. Wir wollen hoffen, daß sie nicht wieder unzulänglich ist. Mit einem Jahresaufwand von hundert Millionen Mark wird das Nöthigste zu haben sein. Das ist nicht wenig; und auch die halbe Milliarde für das neue Gewehr muß eines Tages gefordert werden. Alles Zögern rächt sich; auf so umfeindetem Gebiet noch ärger als in der Industrie ein verzauderter Fabrikausbau oder eine vertrödelte Materialbesserung. Nunc animis opus, Aenea, nunc pectore firmo! Herr von Heeringen, der sich in beinahe dreißig Garnisonen als tüchtigen Soldaten bewährt hat, fühlt sich in dem politischen Amt des Kriegsministers wohl selbst nicht behaglich. (General Max Gallwitz, der, nicht zum ersten Mal, für die Nachfolge genannt wird, wäre schon als Artillerist willkommen. Die Artillerie, deren Werth für den Kriegsfall heute doch kaum überschätzt werden kann, glaubt sich ein Bischen zurückgesetzt; nicht nur, weil keiner der sechs Kaisersöhne ihren Rock trägt.) Hätten die Regirenden 1911 das von den Sachverständigen Geforderte durchgedrückt, dann wären wir jetzt weiter. Das „Geklecker" (so nennts die Kasinosprache) wirkt auch nach außen nicht wie eines Willensaufschwunges Gewalt. Und warum wurde die Konjunktur des Balkankrieges nicht wenigstens militärisch ausgenützt? Der österreichische Kriegsminister Ritter von Auffenberg hat in der Stille alle Wünsche, neue und rückständige, des schwarzgelben Heeres erfüllt. Auch von unserem Reichstag wäre im November Alles zu erlangen gewesen. Nun wirds immerhin langsamer gehen; und wenn der Kriegslärm verhallt, stört die Erörterung der Wehrgesetze (Frankreich und Rußland werden ja auch neue Forderung anmelden) wieder die Wirthschaftruhe. Ein Kundiger sollte einmal ausrechnen, welche Summen in drei fetten Industriejahren, ohne innere Ursache, nur durch blinden Lärm

und panisches Rasen, bei uns verloren wurden: er würde erkennen, daß Herr von Kiderlen die dem Deutschen Reich theuerste Excellenz war. Unter den letzten Monden von 1912 sah es auf den Märkten so übel aus, daß ein paar Militärvorlagen die Stimmung kaum noch verschlechtern konnten. Den Himmel des Vorfrühlings, der einen von Nikolais Gunst gekrönten Lothringer auf Frankreichs höchsten Sitz hebt, werden sie nicht erhellen.

Einerlei. Der Aberglaube, die Wucht der Rüstung, an deren Gehäus kein Wille zum Kampf pocht, könne genügen, wäre gefährlich; höchst gefährlich der Wahn, irgendein Reich könne unter der süßen Last langer Friedensjahrzehnte so stark werden, daß es jede mögliche Koalition zu überwinden vermag. Bismarck, der im Fordern fürs Vaterland doch nicht schüchtern war, hätte sich gescheut, seinen Landsleuten eine gegen England, Frankreich und die Slavengemeinschaft ausreichende Rüstung zuzumuthen; hätte sich, wenn unter seiner Verantwortlichkeit das Reich in den Zwang zu solcher Rüstung gekommen wäre, selbst vielleicht mit dem Tod bestraft. Wir brauchen, wie das liebe Brot, eine schöpferische Politik, die weiß, was sie will, und von dieser Wollenslinie noch unter dem dreistesten Druckversuch nicht um Haaresbreite abbiegt. Aber wir dürfen auch nicht dulden, daß der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht ins Unerkennbare schrumpft. Zur Erleichterung der Nachgiebigkeit ist neue Rüstung nicht nöthig. Daß sie von der Nation jetzt den Regirenden mühsam abgetrotzt werden mußte, ist, als ein wichtiges Zeitsymptom, ernster Beachtung werth.

Adrianopelroth.

Wir brauchen eine Politik, die weiß, was sie will. Ob auf die Frage, was wir in dem Orienthandel erstreben, der neue Staatssekretär im Auswärtigen Amt von dem Vorgesetzten, von dem Untergebenen klare Antwort bekäme? Wir konnten optiren: für die Türkei oder für die vier Balkanstaaten; möglich war auch der Versuch, gegen die rein slavischen Völker den Rumänen, Bulgaren, Griechen, Albanern ins Uebergewicht zu helfen. Die Vierteljahresbilanz ließ dem Deutschen Reich keinen Kassensaldo. Wir haben für die Türkei nichts gethan, den ihr feindlichen Vierbund durch höhnische Scheltreden gekränkt, die Rumänen enttäuscht (das dem Ministerpräsidenten Majorescu gespendete Großkreuz ist kein Pflaster für die Wunde der Dynastie). Der westöstliche Dreibund

hatte die Güte, uns mitzunehmen; und während England im Glanz des Weltrichters strahlte, trug offiziöses Gebimmel die Mär unserer „Erfolge“ durchs gläubige Land. „Seht Ihr: Serbien erhält kein Stück albanischen Küstenbodens.“ Stimmt; doch eine internationale, nicht auf seine Kosten zu bauende Eisenbahn, die alle Produkte, auch Kriegsgeräth, ohne Zollpflicht in einen neutralen Freihafen der Adria führt. Das ist, weil es die Plage mit der Beruhigung und Verwaltung eines schwierigen Landes, ferner die Kosten und Risiken der Hafen- und Bahnanlage erspart, angenehmer als die Erfüllung des vor dem Ohr der Galeriegäste ausgetrommelten Wunsches. „Seht Ihr: der Kongreß, von dem Herr Poincaré träumte, wird nicht Ereigniß.“ Stimmt; doch der Botschafterklüngel, der unter Greys Präsidium in Downingstreet tagt, ist die selbe Sache in einer Britanien bequemeren Form; und wir machen mit. „Wir haben die Flottendemonstration verhindert.“ Wenn sie überhaupt ernstlich geplant war; und dann wars noch immer blitzdumm, solcher Hinderung sich laut zu rühmen. Die Demonstration hätte in dem an die Parade fremder Kriegsschiffe längst gewöhnten Sinn der Pfortenwächter den Eindruck der Warnernote nicht vertieft. Und die haben wir unterschrieben.

Am siebenzehnten Januar wurde sie von den sechs Botschaftern dem Minister Mohammeds des Fünften übergeben. Der Verfasser dürfte sich brüsten; die Mischung von Ruhe und Machtbewußtsein lobt einen Meister. Inhalt: Räumet, Osmanli, den Bulgaren Adrianopel, sonst gefährdet Ihr schließlich noch Eure Hauptstadt und das asiatische Reich; folgt Ihr unserem Rath, dann könnt Ihr auf unseren Beistand und sogar auf unseren Anleihekredit zählen. Sehr kurz und sehr deutlich. Das wirksamste Stück, das dieses wunderliche Europäerkonzert bisher hören ließ. Zwei Tadelssprüche wurden wider die Sechs geschleudert. Erster: Ihr habt, im Oktober, gesagt, daß Ihr dem Sieger in diesem Krieg die Eroberung neuer Gebiete nicht erlauben werdet, und wollt nun die Türkei nöthigen, auch noch Hadrians Stadt hinzugeben. Antwort: Im Oktober glaubten wir, die Türkei werde siegen; oder heuchelten mindestens diesen Glauben. Was wir für die Wahrung des status quo sprachen und schrieben, sollte nur dem Mondsichelreich die Hoffnung auf Landzuwachs nehmen. Zweiter Tadel: Statt neutral zu bleiben, mahnet Ihr die Türken, nicht die Bulgaren, zu nachgiebiger Bescheidung. Antwort: Weil wir dem Sieger

solche Mahnung nicht aufdrängen wollen, dem Besiegten aber, der, nach der kläglichsten Niederlage, laut unsere Vermittelung erfleht hat, uns dazu verpflichtet fühlen. Kindliche Gemüther meinten, die Kollektivnote vereine alle Thatbestandsmerkmale einer Erpressung. (Und der Heilige Theobald rührte keinen Finger, um von dem Reich, dessen Geschäfte er führen soll, so schwere Anschuldigung abzuwehren.) Welche Merkmale? Rechtswidrig ist jeder Krieg, den nicht Nothstand oder Nothwehr entschuldigt, und im Traumland der Lämmlein mag jeder im Krieg erstrittene Vermögensvortheil als rechtswidrig gelten. Wo aber ist hier Gewalt oder Drohung? Weder vis absoluta noch vis compulsiva droht aus dem Wortlaut der Note. Sie sagt: Ihr Türken habt uns gebeten, Euch Frieden zu schaffen und weiter zu helfen; wir könnens nur, wenn Ihr handelt, wie uns nothwendig dünkt. Wer die Zusage erbetener Hilfe an Bedingungen bindet, ist auch im Bezirk des Bürgerrechtes noch kein Erpresser. Ists etwa Rumänien, weil es die Stunde bulgarischer Schwachheit zur Erfüllung alten Wunsches ausnützen will? War die Leistung des Berliner Kongresses, der den Russen große Fetzen der Kriegsbeute aus den Fängen riß, ein Erpresserwerk? Kinderei. In diesem besonderen Fall war das Gewinsel völlig sinnlos: denn was in der Note irgendwie nach Drohung roch, war von den Bedrohten ja sehnsüchtig erwimmert worden. Kiamils kühler Greisenkopf wußte, daß die Türkenherrschaft in Europa nicht lange mehr dauern könne. Er hätte am Liebsten vielleicht auch auf Konstantinopel verzichtet, dem Sultanat, das in neuer Kraft nur aus asiatischer Erde erstehen kann, eine kältere, nicht so entnervende, nicht so verlüderte Hauptstadt gesucht und Byzantion-Istambul, das noch jeden Staatswillen zermorscht hat, den Bulgaren gegönnt. Aber schon für den Entschluß, Adrianopel, den Thorriegel der Hauptstadt, zu opfern, brauchte er Deckung; einen Druck, dem auch ein Stärkerer ohne Schmach weichen durfte. Die Kollektivnote half aus der engsten Klemme. Bulgaren, Serben, Griechen: gestern Knechte und heute dem islamischen Hochmuth noch der räudigste Theil der ekeln Rumiheerde. Denen sich beugen? Niemals. Doch nun hat Europa gesprochen; haben sechs Gewaltige nach unserem Ohrläppchen die Hand gereckt. Das tapferste Haupt des Heeres muß, wie der Große Diwan, einsehen, daß solchen Mahnern selbst ein Stolzer Gehorsam schuldet. Kiamils Appell an den Britenbotschafter war gewiß ein feines Muster orien-

talischer Verschlagenheit. „Nur im Schatten einer dem Osmanenreich nahenden Lebensgefahr, einer nicht vom Balkanhimmel heraufziehenden, kann ichs machen.“ Nur das dem Wesir Unentbehrliche wurde in der Note gewährt. Wer öffentlich über internationale Vorgänge redet, sollte so alte Fintenkunst durchschauen.

Daß gerade Deutschland in dem Maskenspiel nicht mitgaukeln durfte, war nicht durch Gewissensskrupel bedingt. Durch Anstandspflichten, die kein anderes Reich banden. In Bethlehem hat, vor vierzehn Jahren, der Deutsche Kaiser gesagt: „Unter allen möglichen Vorspiegelungen reißt man, ohne jede Berechtigung, ein Stück nach dem anderen vom Mohammedanerland los.“ In Damaskus: „Der große Sultan Saladin war einer der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der oft seine Gegner (Richard Loewenherz?) die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte. Möge der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, die, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, sicher sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird.“ Der Khalif wollte sich dankbar zeigen. Im Februar 1906 ermahnte er, auf Marschalls Bitte, den Sultan von Marokko, auf die Stimme der Muselmanenschutzmacht („protectrice des Musulmans“) zu hören. Vergebens: weil Abd ul Aziz schon den Franzenwein im Leib hat und keck antwortet, er kümmere sich nicht um den Türkensultan. Aber der Khalifenwille war löblich. Als am fünfzehnten Februar 1906 ein türkisches Bataillon die Oase Taba in Arabien besetzte, glaubte man in fast allen Kanzleien, dieser kühne Schritt sei von Berlin aus empfohlen und der Hohen Pforte deutscher Beistand gewiß. Am dritten Mai legte Sir Nicolas O'Conor dem Großwesir das Ultimatum vor, das ihn aufforderte, binnen zehn Tagen alle Truppen aus der Sinaihalbinsel zurückzuziehen. Admiral Lord Charles Beresford fuhr mit seinem Geschwader von Malta nach dem Piraeus; Prinz Ludwig von Battenberg erschien mit einer Kreuzerdivision im Archipel; vor Gibraltar wurde die Flottenmacht, in Egypten die Besatzung verstärkt. Am letzten Fristtag befahl der Sultan den Rückzug der Truppen aus Taba. Nachdem das Deutsche Reich feierlich erklärt hatte, es denke nicht daran, den Sultan zu ermuthigen oder gar mit Waffengewalt zu unterstützen. Auch in Koweit, Marokko, Tripolitanien ist aus dem deutschen Muselmanenschutz nichts geworden. Jetzt war

obendrein mit kluger Enthaltsamkeit ein besseres Geschäft zu machen als mit hastiger Zeichnung einer Note, für die fünf Unterschriften genügten. Wars nöthig, in London mitzuschwatzen? Höflich lächeln, jeden Beschluß vorbehalten, die Dinge an sich kommen lassen und in der günstigsten Stunde außerordentliche Machtmittel anwenden: so treibt der Starke einträgliche Politik. Bethmänner lernens nie; weil ihnen Phantasie fehlt, schelten sie den zu verwegener Kraftanwendung Entschlossenen unwirsch einen Phantasten. Schon anständige Zurückhaltung verhieß diesmal reichlicheren Zins als die Einreihung in unwürdiges Gedräng. Eine Nation muß das Ziel kennen, das sie erreichen möchte: sonst taumelt sie aus einer Stimmung, einer Oeffentlichen Meinung thatlos in die andere und verliert die Stoßkraft stetigen Wollens. Wers noch nicht wußte, hats aus dem Jammer deutscher Orientpolitik gelernt.

Als die sechs Botschafter ihre säuberlich abgeschriebene Note zu Gabriel Efendi ins Auswärtige Amt brachten, war die Verschwörung des Jungtürkenausschusses (für Einheit und Fortschritt) schon fertig. Kiamils Wesirstuhl stand längst nicht mehr fest. Der kluge Abbas Hilmi, dem unter Kitcheners herrischem Blick der greise Britenfreund nicht ans Herz wuchs, wohl auch um seinen Khalifenmantel bang ward, hatte einen Vertrauensmann, eines Prinzen Eidam, nach Konstantinopel geschickt, der den gutmüthig imbecillen Sultan von Kiamil losketten sollte. Und ein Mann, der den ganzen europäischen Osmanenbesitz den Beraubten zurückgeben muß, bettet sich nicht in die Gunst seines Volkes. Das vergißt, wenn es an harter Speise kaut, wer ihm schmackhaftere Kost nahm, und flucht nur dem Schmalhans, den es vor sich sieht. Seit dem dreiundzwanzigsten Januar stehen nun wieder die Ehrenwerthen am Herd, die von 1908 bis 1911 die Türkenküche besorgten. Mahmud Schewket, Enver, Talaat, Dschavid und Konsorten. Wir, brüllen sie, dulden nicht, daß unser Vaterland geschändet, unser Volk nach Asien gedrängt werde. Sie haben das Heer organisirt und ausgebildet, dessen Leistungsfähigkeit der Tag von Kirkkilisse allen Augen erwies. Während sie regirten, verlor der Sultan Rumelien und Bosnien, Tripolitanien und die Kyrenaika; wurde der Balkanbund und dessen Rachekrieg vorbereitet. Morgen aber werden sie das Vaterland retten. Warten wirs ab. Einstweilen ist nur das freche Gespreiz der ins Nothhelferamt langenden Reichsverderber zu bestaunen. Doch schon dräut ja die nächste Note...

Der Einzige.

Nun war ich fern von der schweren, schwülen Stadtluft, war in den Bergen. Ich verließ das Nachtquartier meist schon früh am Morgen. Meinen Nothbedarf im Rucksack. Und in der Tasche ein Buch. Das zog ich manchmal hervor, wenn ich rastete, las einige Seiten und ließ mir dann ihren Inhalt durch den Kopf gehen, während ich meinen Weg fortsetzte. Einmal (es war in einem kühlen, lustig ansteigenden Waldthal, der Weg führte bald hinüber, bald herüber über den Bach, der Ausblick auf die fernen Berge öffnete sich, schloß sich wieder, Sonnenhelle und Waldesdunkel wechselten mit einander), einmal ersah ich droben auf der Höhe einen Mann. Er war plötzlich da, wie ein Bild ersteht, wenn man seine Gedanken still in Sammlung hält.

Er hatte den Hut abgenommen. Der Wind spielte in seinen blondröthlichen gelockten Haaren. Seine ungewöhnlich hohe und breite Stirn war das Erste, was mir an ihm auffiel. Sein eigenthümlich, fast eckig geformtes Hinterhaupt, die schmale Nase, sein energisch vorspringendes Kinn ergaben im Profil eine scharfe Silhouette. Nun er sich mir zuwandte, gewahrte ich ein feines helles Lächeln, das um den schönen Mund spielte und dem Trotz seiner Erscheinung die Härte nahm.

Ich erkannte ihn. Kaspar Schmidt aus Bayreuth hatte man ihn am Abend zuvor unten im Gasthaus geheißen. Einen Sonderling, einen Narren hatte man ihn genannt und manches Andere von ihm gesagt. Jedes Wort fiel mir wieder ein. Er erwartete mich. Ich fragte: „Wollen wir gemeinsam wandern?“ „Ja!“

Eigentlich war es eine Schwäche von mir, daß ich hinzusetzte: „Das heißt, wenn es Ihnen im Geringsten unangenehm sein sollte ...“

„Dann hätte ich nicht Ja gesagt.“ Es lag nichts Grobes in seiner kurzen männlichen Antwort. Aber um den Mund spielte wieder das leise Lächeln.

Wir sahen vom Kamm des Berges gemeinsam in die Tiefe hinab. Mein Blick verfolgte den glitzernden Bach und die schmale weiße Straße, die zwischen den saftig grünen Wiesen und rothbraunen Aeckern hinzog, von Hof zu Hof, von Dorf zu Dorf. In der Ferne schloß zwischen zackigen Felsthürmen ein mächtiger Schneeberg das Thal ab. Die Sonne lag auf dem weiten, weißen Feld. Klar und tiefblau stand der Himmel darüber. Wie still es war!

„Erst wenn man die Welt sieht, ohne sie zu hören,“ sagte ich, „fühlt man sie unter sich. Auf den Bergen ist Freiheit ...“

„Freiheit,“ sprach er, „ist überall. Sie liegt auf der Straße, aber wir nehmen sie uns nicht. Freiheit genug!“

„Genug? Nach was soll man denn streben, als rechter Kerl, wenn nicht nach Freiheit?!“

„Nach Eigenheit!“

Der Weg führte zuerst dem Grat entlang, dann in den Sattel hinab. Ein mit Geröll bedeckter Felsvorsprung verwehrte bald den Fernblick.

„Wovon wollt Ihr denn frei sein, Ihr Freiheitschwärmer? Von der Laune eines Fürsten? Von dem Amtsmißbrauch eines Vorgesetzten? Von der Herrschsucht eines Priesters? Gut. Aber warum tauscht Ihr dafür neue, schlimmere Tyrannen ein? Ist der Staatsbegriff, dem Ihr wie einem Moloch opfert, kein Zwang, führen Eure Beamtentugenden nicht zu Unterwerfung, ist Eure Anbetung des Geistes und Eure Verachtung des Leibes kein Christenthum? Ist Eure Verheiligung der Freiheit, des Fortschritts, der Wohlfahrt Aller etwa nicht eine Religion, die Euch entselbstigt? Sind Staat, Gesellschaft, Familie keine Tyrannen? Mehr als irgendein Despot nehmen sie Euch: Euer Eigenes."

„Aber," rief ich, „wenn nicht die Sehnsucht nach Freiheit, wenn nicht die Liebe zur Menschheit meinem Leben Sinn giebt, was anders soll ihm dann einen würdigen Inhalt geben?"

Er blieb kurze Zeit stehen und legte die Hand auf meine Schulter. Dann sagte er: „Die Sorge um Dich, mein Freund! Bringe heraus, was in Dir ist, viel oder wenig, gilt gleich, bring's zu Tage, bringe Dich zur Offenbarung. Du brauchst keine Götter und keine Götzen, Du brauchst nicht fremde, schöne, hohe und leere Begriffe."

„Wenn aber nicht die Sorge für das Wohl Anderer, wenn nicht das Streben nach einem hohen gemeinsamen Menschheitziel mich erfüllt, dann bin ich eben nichts als ein Egoist."

Er lachte. Nicht bösartig, aber hell und laut. Ich wollte trotzdem nicht nachgeben und fuhr fort: „Wenn ich für nichts Sinn habe als für mein leibliches Wohl, wenn all mein Streben danach zielt, auf Kosten der Anderen mich zu bereichern, mich zu erhöhen, wenn ich habgierig, rücksichtlos immer nur meinen Vortheil verfolge, dann ..."

„Dann", rief er lustig dazwischen, „überschüttet man Dich mit Titeln und Ehren, dann nennt kein Mensch Dich einen Egoisten. So schimpft man nur Den, der sich gegen Egoisten verwahrt und wehrt." Er sah mir vergnügt in die Augen; es machte ihm Spaß, so mit dem Wort zu spielen. Der Weg war nun schmal; steil gings hinab; das Geröll lag locker; ein kräftiger Wind wehte. Schweigend gingen wir hinter einander. Aber bald hatten wir wieder sicheren Boden unter den Füßen. Und mein lebenskundiger Gefährte nahm das Gespräch von Neuem auf.

„Egoismus ist Ichgefühl. Laß Dir doch kein Schreckgespenst aus einem Wort machen? Wenn die Habsucht mich vorwärts peitscht, wenn der Ehrgeiz mich stachelt, wenn die Gier mir im Nacken sitzt: befehle da Ich oder werde ich gepeitscht, gestachelt, getrieben, beherrscht? Bin ich Egoist, wo ich nicht Ich bin? Aber wenn ich mich Herrn meiner Wünsche und Begierden fühle und Herrn über meine Schwächen, wenn ich tapfer abwehre, was mich knechten will, und muthig an mich reiße, wessen ich zur Förderung, zum Heil meines Selbst bedarf: da bin ich Egoist. Noch mehr: da bin ich Eigner der Welt! Der Welt der Dinge und der Welt des Geistes."

„Bist Du denn, bin ich denn allein auf der Welt?“

„So, wie Du bist, bist Du allein.“

„Ja; aber kann ich je mehr sein als Mensch?“

„Kann ich weniger sein als Mensch? Kann ich weniger sein, als was Alle sind? Aber kann ich mehr sein, als was eben nur ich bin? Ich, der Einzelne; noch einmal gesagt: so, wie ich bin, der Einzige!“

„Der Einzige...“ unwillkürlich wiederholte ich das Wort.

Wir waren an eine Quelle gekommen. Er bückte sich und trank aus der hohlen Hand. Da ich Durst hatte, folgte ich seinem Beispiel. Dann wanderten wir weiter, auf weichen, stillen Waldwegen. Lange sprachen wir nichts. Dann von Diesem oder Jenem. Kam er auf die Gedanken zurück, die uns zuvor beschäftigt hatten, so ging er ihnen nach in alle möglichen Winkel und trieb die Folgerungen auf die äußersten Spitzen. Es war grotesk, wahrzunehmen, wie er, der Todfeind der blutlosen abstrakten Begriffe, in seinen Theorien sich selbst ins Unbedingte verlor. Wie übertrieben und gewaltsam klang Manches für mein Ohr, wie aller Relationen bar, wie einseitig stand es vor mir! Aber ich hatte mir vorgenommen, nicht vor dieser Einseitigkeit zurückzuschrecken, sondern zu ergründen, was hinter ihr verborgen lag.

Kein betretener Weg war mehr zu erkennen; langsam arbeiteten wir uns durch das Gewirr des Waldes. Endlich wurde es wieder licht. An einem sonnigen Hang rasteten wir unter einem breitästigen Ahornbaum und freuten uns seiner rosigen Rinde. Nun erst hatten wir den vollen freien Ausblick auf Felsen- und Schneeberge.

„Wie klein“, sagte ich nach einiger Zeit, mehr ein Gefühl als einen Gedanken aussprechend, „fühlt sich der Mensch vor solcher Größe der Natur!“

„Warum?“ fragte er. „Messe ich mich denn an ihr? Ich muß die Sonne ihre Bahn ziehen, das Meer seine Wellen treiben, die Berge zum Himmel ragen lassen. Aber der Gedanke an ihre Unbezwingbarkeit scheitert an meiner Unerschütterlichkeit. Aber vielleicht vergleiche ich mich doch der Sonne. Sie ist der Mittelpunkt ihres, ich bin der Mittelpunkt meines Systems. Und um dieses kreist sogar die Sonne. Nichts hat seinen Werth an sich. Alles hat seinen Werth erst in mir.“

Wir schritten weiter. Er sprach nicht mehr pathetisch, sondern in leichtem Plauderton: „Gelte ich denn Einem mehr, als ich ihm werth bin? Seinem Herzen oder seinem Geldbeutel, gleichviel. Und behandelt er mich nicht, so weit sein Wille und meine Gefügigkeit reicht, kurzweg als sein Eigenthum? Ob in Haß oder Liebe, ist einerlei. Er gesteht es nicht ein. Soll auch ich mich darum selbst belügen? Soll ich mich durch leere Worte einlullen lassen, wie ein Kind durch ein Wiegenlied? Nein. Auch mir geht es mit ihm, wie es ihm mit mir geht. Auch ich behandle ihn, so weit meine Macht reicht, als mein Eigenthum.“

„Was soll jedoch werden? Soll alle Umgänglichkeit, alle Verbrüderung verschwinden?“

Er schüttelte den Kopf und wehrte mit der Hand ab. „Als ob nicht immer Einer den Anderen suchen wird, weil er ihn braucht; als ob nicht Einer in den Anderen sich fügen muß, wenn er ihn braucht! Aber der Unterschied ist groß. Wo der Egoismus sich selbst bekennt, da vereinigt sich der Einzelne wirklich mit dem Einzelnen, sobald eines Jeden Zweck es verlangt. Aber er ist nicht vor noch nachher durch ihn gebunden, gebunden durch die unsichtbaren Stricke geheiligter Begriffe."

Unten im Thal läuteten feierlich die hellen Glocken eines Kirchleins. Als hätten sie Flügel, schwangen sich die Töne zu uns herauf.

„Man kann", fuhr er fort, „Alles heilig sprechen. Die dort unten beten, wenn die Glocken sie mahnen. Aber nur, was der Priester geweiht hat, gilt ihnen als geweiht. Euch aber, Ihr Geistlichen der Menschheitreligion, gelten alle erträumten Verhältnisse der Erde als heilig. Ohne Priesterwürde; heilig durch sich selbst. Nichts davon dient Euch. Allen dient Ihr. Ach, Ihr Freigeister, Ihr spottet über den Gottesbegriff und beugt Euch bis in den Staub vor dem leeren Menschheitbegriff. Ihr hört auf ihn, wie auf ein Orakel, wenn er spricht: Wirf alles Sonderwesen von Dir, schleife es ab! Sei nicht Jude, nicht Christ, sondern sei Mensch, nichts als Mensch! Euer Gewissen zuckt bei jedem Herzschlag des Lebens. Ihr fühlt Euch als Sünder, weil im Busen noch Euer eigenes Herz schlägt und nicht ein Allerweltherz. Euer Glaube an einen Traum lebt und herrscht. Ihr opfert ihm nicht Thiere noch Früchte, aber stündlich ein Stück von Euch selbst."

„Mag sein! Aber nimm doch dem Frommen seinen Glauben an ein besseres Jenseits oder dem Freien die Gewißheit von der Versittlichung des Diesseits, nimm ihnen die Wahngebilde oder die Begriffe, die sie als hoch verehren: sie werden sich plötzlich verarmt fühlen."

„Nein! Sie werden reicher sein, als sie je zuvor waren. Denn nun werden sie nicht mehr Anlehen aufnehmen, sondern ihren Schatz heben: sich! Nun werden sie sich nicht mehr in ihrem eigenen Körper wie eingeschlichene Diebe fühlen."

Er blieb einen Augenblick stehen, während er weiter sprach. „Möglich, daß ich aus mir sehr wenig machen kann; dies Wenige ist aber Alles und ist besser, als was ich aus mir durch die Gewalt Anderer, durch die Dressur der Sitte, der Religion, der Gesetze des Staates machen lasse. Sage ich denn (rief er, als ich einen Einwurf machen wollte), es gebe keine Macht über der meinigen? Das wäre thöricht. Aber wie ich mich zu dieser Macht stelle, darüber entscheide allein ich!"

„Gewiß; wer nicht von sich aus sein eigener Herr sein kann, wird es in der idealsten Republik so wenig sein wie in der rückständigsten Despotie."

„Richtig; der Wechsel der Verhältnisse thut es nicht. Kein Blatt ist wie das andere; und Hinz und Kunz sollen gleich sein? Es giebt keine Gleichheit. Und daß wir, um den Abstand zwischen Reich und Arm aufzuheben, auf die Unterschiede zwischen Hoch und Niedrig ver-

zichten sollen, als ob nur Geld und Gut und nicht auch mein Gefühl, meine Gedanken mein Eigenthum wären, dazu wirst Du mich wohl kaum bereden wollen."

„Eben so wenig, wie ich Dir zumuthe, die Berge abzutragen, um die Thäler aufzufüllen! Die Freiheit . . ."

„Die Freiheit ist und bleibt eine Sehnsucht. Sie weckt Euren Grimm gegen Alles, was Ihr nicht seid. So unbescheiden ist der Egoist nicht, mein Freund. Auch die Eigenheit läßt ihren Weckruf ertönen, lauter noch, als jetzt da drüben der Hirt sein Alphorn. Sie will keine Orgeltöne aus der Felswand hervorrufen, aber Lebensfreude wird sie wecken; denn sie ruft zur Freude an Euch selbst, zum Selbstgenuß!"

Wir lauschten einige Augenblicke dem Widerhall des Berges. Dann sagte ich: „Wird den Entdecker einer großen Wahrheit nicht der Gedanke mit Glück erfüllen, daß er damit die Anderen beglückt?"

Mein Begleiter legte vertraulich den Arm auf meine Schulter. „Wohl weiß er, daß er damit Anderen nützt, und da ihm ein neidisches Vorenthalten kaum Genuß bereiten würde, so theilt er seine Wahrheit mit. Aber gesucht und geforscht hat er zunächst nicht um der Anderen willen, sondern um seinetwillen, weil ihn selbst danach verlangte. Und weil ihm das Dunkel und der Wahn keine Ruhe ließen, bis er sich Licht und Aufklärung schuf. Voll Freude an seinen Kräften, voll Freude an seinem Sieg."

„Freilich: unbewußt streben wir Alle der Eigenheit zu."

„Ja. Und was ich zunächst unbewußt thue, genieße ich doppelt, wenn ich es erschaue, und dreifach, wenn ich mich zu ihm bekenne. Was die Religion den Sünder nennt, Das nennt die Humanität den Egoisten. Fürchtest Du, ein Sünder zu heißen? Ich frage Dich: Was gilt Dir das Höchste vor Dir selbst und vor mir: der Nutzen der Anderen, da drunten, da drüben, oder die Veredlung deines Selbst?"

Ich blieb stehen und antwortete ohne Besinnen: „Mein Selbst."

Ein Vogel kreiste hoch über uns. War es ein Adler?

Schweigend versenkten wir uns wieder in den Anblick des von der Sonne vergoldeten Alpthals.

„Wage nur, Dich selbst zu bekennen," sprach mein Weggenosse, „dann weißt Du: Mein ist die Welt. Nicht in ihrer Unendlichkeit, aber so weit, wie meine Sinne reichen. Meine Welt aber ist nur mein. Mit meinen Händen greife nur ich, mit meinem Herzen fühle, mit meinem Hirn denke nur ich." Und nach einer Pause: „Du und die Welt, wie immer Du sie umfassen kannst, Das ist: Der Einzige und sein Eigenthum. Der Einzige: Das bist Du, wie Du bist. Dein Eigenthum: Das ist die Welt, wie Du Dich zu ihr stellst." Und mit Humor, das feine Lächeln um die Lippen, setzte er hinzu: „Die Eigenheit ist nicht nur ein Vorrecht des Genies; in ihr liegt unser Aller Heil."

Der Weg theilte sich. Wir schieden. Denn seine Handbewegung schien zu sagen: Nun ist es Zeit, daß Jeder wieder seinen Weg geht.

Mannheim. Karl Heckel

Der Wandervogel.

Hans Blüher hat uns die erste ernsthafte Darstellung vom Werden und Wesen des Wandervogels gegeben.*) Seine Schrift müßte von Allen gelesen werden, die sich um Jugenderziehung kümmern; sie enthält nämlich den überraschenden, aber richtigen Nachweis, daß die Alten die heutige Jugend nicht genau kennen, deshalb auch nicht richtig erziehen können. Den Kampf der Generationen bekommen wir hier einmal von der anderen Seite her zu sehen, von der Seite der „mißverstandenen" Jugend. Man erinnert sich des Aufsatzes „Väter und Söhne", in dem Friedrich Paulsen kurz vor seinem Tod in tiefer Bekümmerniß um Deutschlands Jugend klagte. Blüher, der gleich mir Paulsen aus nächster Nähe sah, behauptet schlankweg: „Paulsen verstand herzlich wenig von der Jugend." Aber Paulsen gab in Steglitz den Ton an und Steglitz war das Nest des Wandervogels.

Die Geschichte des Wandervogels ist seine Erklärung. Er wuchs hervor aus dem Gymnasium in Steglitz, wo altklassische Ideale mit protestantischer Rechtgläubigkeit in Reinkultur gepflegt wurden; wo man stets von Fortschritt sprach, doch immer beim Alten blieb. Fortschritt war nach Blühers witziger Deutung Das, was ein alter, würdiger Herr zwar als unerlaubt kennt, aber mit freundlicher Nachsicht einmal gestattet. Dem Fortschritt im Erziehungwesen hielt Paulsen die Zügel. Er hatte seine pädagogische Lebensaufgabe erfüllt, den realen höheren Schulen Gleichberechtigung mit den humanistischen Gymnasien erkämpft, hatte seinen Frieden geschlossen mit den Gymnasialoberlehrern; nun sollte aber auch wirklich dauernd Friede sein. Als ob der Jugend, zumal den Gymnasiasten, mit dieser schulorganisatorischen Neuerung für ihr Leben irgendwie genützt worden wäre! Paulsen verkannte, daß die innere Schulreform da, wo er ein Ende sah, eben erst einzusetzen begann. Das Neue, das sich ankündete, verstand er nicht, sah nicht, daß die alte Unterrichtsschule im Niedergang war, sah nicht die aufsteigende Morgenröthe einer neuen Pädagogik, die der Jugend schon in der Schule ein Leben voll Freude und Arbeit schaffen möchte; verstand die Leiden und Kämpfe einer Jugend nicht, die sich in der alten Unterrichtsschule mißverstanden und mißleitet fühlte, eingeengt in starre Formen, zu fremden, unerwünschten Idealen verpflichtet, im eigenen Fühlen, Denken, Streben ge-

*) Wandervogel. Erster Theil: Heimath und Aufgang. Zweite Auflage. Berlin-Tempelhof, bei Bernhard Weise.

hemmt. Den lauten Protest gegen dieses ganze, vom Staub uralter Tradition belastete Erziehungwesen verspottete er als unwürdige Schwäche und Weichherzigkeit neurasthenischer Jugendverführer; und außer der Schwedin Ellen Key war ich es besonders, den er seine derbe Zuchtruthe fühlen ließ. Er hatte dabei Alles für sich, was es an staatlicher und gesellschaftlicher Autorität gab, gegen sich aber die deutsche Jugend. Die hätte ihn an seiner Sache irr machen müssen, hat es in Stunden ernster Selbstbetrachtung auch gethan und damit den Abend seines Lebens getrübt. Er war viel zu welterfahren, um nicht zu wissen, daß die Klage der Alten über die Jugend eine Selbstanklage ist. Und doch mußte er klagen und fand den Trost nicht, den ihm allein ein rechtes Verstehen der Jugend geben konnte. Aber neben ihm lebten jüngere Erzieher, denen die geistige Abgeschlossenheit des Alters nicht zustand und die trotzdem ganz im Bann der alten, nur im Ton gemilderten Pädagogik standen. Blüher sagt, daß diese milden „Gefängnißwärter“ den Schülern noch unerfreulicher waren als die gestrengen. Den letzten und einzig werthvollen Dienst haben sie den Gefangenen doch nicht geleistet: den Schlüssel nicht ausgeliefert, trotzdem aber Dank gefordert.

In dieser Schrift wird auch Partei genommen in dem schweren Kampf, den ich als einer von Blühers Lehrern damals gegen die Schule zu führen hatte. Der Kampf wird so dargestellt, wie er vom Standpunkt des Schülers aus beobachtet werden konnte. Für mich ist dieses Buch eine große Genugthuung. Es legt Zeugniß ab für die Wahrhaftigkeit der Darstellung, die ich in meiner Rechtfertigungschrift „Mein Kampf um die Wahrheit“ (Konkordia-Verlag) gegeben hatte. Blüher ist redlich bemüht, auch meine Gegner zu verstehen und sie gerecht zu würdigen; gerade dafür bin ich ihm dankbar. Er klagt keinen seiner Lehrer an und verweilt nur bei Denen, über die er Rühmendes zu sagen weiß; er will nur verstehen und erklären: verstehen, wie es kam, daß gerade aus dieser Schule, die mit Recht den Ruf einer Musteranstalt hatte, die große Jugendbewegung des Wandervogels erwachsen konnte; erklären, daß der Konflikt zwischen Alten und Jungen viel tiefer hinabreicht, als daß man dafür irgendeine bestimmte Schule und irgendwelche bestimmte Menschen haftbar machen könnte. Vielleicht, möchte ich ergänzend hinzufügen, entstand diese Bewegung gerade deshalb in Steglitz, weil da das alte Schul- und Erziehungsystem besonders scharf ausgeprägt war, weil (es klingt parador, ist aber richtig) dieses Gymnasium seine Aufgabe besonders ernst und gewissenhaft erfüllte. Die Milderung der Ansprüche durch eine hinter den Ge-

boten zurückbleibende menschliche Unzulänglichkeit fehlte hier. Alles war gleich wichtig; jedes Schulgesetz der letzten Dezennien gleich berechtigt; man war auf das Alte Testament eben so fest verpflichtet wie auf das Neue, wie auf den griechischen Klassizismus und auf die preußischen Behörden. Paul de Lagarde hatte schon vor Jahrzehnten gegen diese Zwangsabfütterung mit Idealen geeifert und den Erfolg vorausgesagt. Nach ihm ist Bildung die Fähigkeit, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden und das Wesentliche ernst zu nehmen. Wo man aber Alles gleich werthet, Alles ernst nimmt, Alles unter den Pflichtenzwang stellt, da kann keine Bildung gedeihen, die doch nichts Anderes ist und sein kann als natürliche Gestaltung des inneren Menschen zu einer eigenartigen Persönlichkeit, in der die Kraft und der Wille lebt, ihren natürlichen Aufgaben zu dienen. „Wenn der Charakter zu kurz kommt,“ so klagt ein alter Steglitzer, Rudolf Pauker, „nützt der Bildungtand gar nicht.“ Die mit fremden Lehrmeinungen angefüllte, im Heimathgefühl und im Urtheil unsicher gewordene Jugend reagirte auf die Erziehungversuche mit Verdrossenheit. Wer fühlt nicht die Mängel eines Systems, das Männlichkeit, Charakter, Persönlichkeit in den Prüfungen überhaupt nicht bewerthet, sondern nur nach der Menge des Wissens fragt?

Aus dem steglitzer Gymnasium kam eine Anklageschrift nach der anderen, kamen sechs Brochuren und viele Einzelaufsätze, die alle darin übereinstimmten, daß das humanistische Gymnasium, wie es sich in Steglitz zeigte, von der Jugend als eine Pein empfunden wurde. Achim von Winterfeld, ein Musterschüler, schrieb bald nach dem Abgang vom Gymnasium seine leidenschaftlichen Anklagen. Ich klagte, als Lehrer, über den Ungeist der Schulen, über Unwahrhaftigkeit, Unnatürlichkeit, über mechanischen Drill und kulturwidrige Hetze. Rudolf Pannwitz ging gleich vom Abiturium aus in das Lager der Antigymnasiasten über, schrieb Artikel gegen das Gymnasium, dann aber seine schönen aufbauenden Brochuren „Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache“ und „Der Volksschullehrer und die deutsche Kultur“, in denen er sich völlig von Allem lossagte, was ihm auf dem Gymnasium als Kulturkost vorgesetzt worden war. Rudolf Paulsen sogar, ein Sohn Friedrichs, wurde abtrünnig. Er schloß sich an Berthold Otto und wollte von dem Gymnasium nichts mehr sehen und hören. Er nahm öffentlich Partei für mich und gegen seinen Vater. Lothar Frederik, einst auch ein guter Schüler des steglitzer Gymnasiums, trat als Redakteur der Steglitzer Zeitung für mich ein. Jetzt folgt Hans Blüher mit dem Bekenntniß: „Gurlitt hatte Recht. Gurlitts Ten-

denz hat gesiegt!“ Was aber thaten die Behörden? Sie ließen sich Jahr vor Jahr von dem selben Schulrath berichten, daß Alles in bester Ordnung sei, und sorgten dafür, daß das Alarmventil, aus dem der Lärm hinausschrie, verstopft wurde. Man erklärte meine Schriftstellerei und die der ehemaligen Schüler für Produkte der Verlogenheit und geistigen Verwilderung und hielt fest an den „altbewährten“ Grundsätzen der humanistisch-christlich-protestantisch-deutsch-nationalen Jugenderziehung, unbekümmert um all diese lauten Klagen. Ich hatte bestimmt erwartet, daß mir das Kultusministerium, das ich um ein Disziplinarverfahren ersucht hatte, die Gelegenheit zu einer Aussprache geben werde. Nein. Ein völlig veraltetes Disziplinargesetz erlaubte, daß der Direktor stets über seinen eigenen Dienst berichtete; es verbot mir den Einblick in seine Berichte und Anklagen gegen mich, ignorirte meinen Einspruch, daß mit anonymem oder doch geheim gehaltenem Beschwerdematerial gegen mein Amt gekämpft wurde, und man ließ mich ohne den Rechtsschutz, den man selbst Raubmördern gewährt: den, seinem Ankläger gegenüber gestellt und gehört zu werden.

Die tüchtigsten Schüler des steglitzer Gymnasiums, die geistig regsten jedenfalls, traten auch in den Dienst des Wandervogels. Ihre Schule war stolz darauf. Jetzt wird sie zu diesem Stolz keinen Anlaß mehr finden; denn Blüher, der früh zur Schaar des Wandervogels gehörte, sagt uns, daß er eine geheime Verschwörung, ein Kampforgan gegen den Schulgeist war und daß ein paar Oberlehrer nur deshalb in den „Elternrath“ aufgenommen wurden, damit man die Gegnerschaft nicht allzu schnell merke. Ich selbst war einer der so „Eingetragenen“, hatte als „Erster Vorsitzender“ aber nur eine Statistenrolle zu spielen.

Wenn der Erfolg Maßstab für alles menschliche Thun ist, so ist nach Blühers Darstellung mein Kampf gegen die alte Schule durch den Erfolg gerechtfertigt. „Das Eine,“ sagt Blüher, „war sicher: die Jugend begann, sich in ihren feineren Theilen zu bewegen; sie konnte unmöglich still sein und sich widerspruchlos den Stempel aufdrücken lassen, den eine ergrauende Generation für den giltigen hielt. Dieser Zustand zwischen Jugend und Alter hat sich in Deutschland tausendfach wiederholt, er ist zum typischen geworden, aber nur hier in diesem Märkernest Steglitz waren die Gegensätze charakteristisch genug, waren sie so scharf und eigenartig, daß es der Jugend wirklich gelang, aus sich selbst heraus, ohne einen Lehrer zu fragen, eine große Bewegung zu schaffen, die nichts Anderes war als ein Kampf. Steglitz wurde so der Mutterboden einer Jugendbewegung, die sich fast zehn Jahre lang ganz im Klei-

nen und Privaten hielt, die sich das Ideal der Fahrenden Schüler aus dem Mittelalter holte, um daran in der neuen Zeit gesund und selbstherrlich zu werden, die sich dann ziemlich plötzlich erhob, als die Sterne günstig standen, und in romantischer Begeisterung in wenigen Jahren sich über ganz Deutschland ergoß, so daß zu Tausenden und Abertausenden die vom Alter gekränkte Jugend durch die Wälder brauste." Der Wandervogel ist also ein Protest der Jugend gegen eine Schule, gegen die auch ich als Lehrer protestirte. Sogar die Gründe sind gleich und doch wohl unabhängig von einander gefunden. Oder ist es mehr als Zufall, daß der Wandervogel da'ins Leben trat, wo ich als Lehrer wirkte? In solchen subtilen Fragen der Massenpsyche, zumal im Jugendleben, ist eine letzte Antwort schwer zu finden. Die Jugend sah in Steglitz den Kampf der Geister und lebte selbst im Zustand des verhaltenen Kampfes, da sie keine Möglichkeit hatte, thätig einzugreifen. Ihr einziges Mittel war der stumme Protest. Der Wandervogel wurde das Ausdrucksmittel dafür. Durch Blühers ganze Schrift tönt es in einer Sprache verhaltener Erregung: Ihr Eltern, Schulbehörden, Direktoren, Oberlehrer, Erzieher jeder Art, Ihr Alle versteht uns nicht! Ihr quält uns mit Euren Pflichtgeboten, mit Eurer Wachsamkeit, Fürsorge und am Meisten mit Eurer Liebe. Ihr wollt uns glücklich machen nach Eurem Sinn und treibt uns damit zur Verzweiflung. Ihr fordert Dankbarkeit für alle Fürsorge, wir aber beneiden das Zigeunerkind, das dieser Fürsorge ledig ist. Ihr baut an unserer Zukunft, wollt unsere Vorsehung sein und verderbt uns damit unsere Gegenwart. Ihr Eltern habt Euch mit unseren Lehrern gegen uns verschworen und formt uns nach Ansprüchen, die Ihr stellt, nicht aber wir stellen. Darum flüchten wir in den Wald, treffen uns nächtlich mit unseren Leidensgenossen bei irgendeiner einsamen Ruine und weinen uns an der Brust eines uns eben erst bekannt Gewordenen aus, den das gleiche Leid uns schnell zum Bruder macht. Wir verlangen nicht nach Wein, Bier und Behagen, nein, wir fliehen vor dem Dunst und Qualm, vor der geistigen Enge und der trockenen Nützlichkeitpolitik der biertrinkenden Alten; aber wir prahlen auch nicht mit unserer „Abstinenz" und fragen nicht nach Dem, was Ihr uns als Tugend preist oder andichtet. Wir wollen nur Euch los sein, Euch überrührsame, überberedte Erzieher. Wir sehnen uns aus den engen Schulräumen mit ihren tausendmal tausend Pflichten, Geboten und Verhaltungmaßregeln, um unter weitem Sternenhimmel einmal aufzuathmen und unserer Seele geheime Wunder zu belauschen. Wir wollen uns müde wandern, wollen hungern, dürsten und frieren, um nur

unter uns zu leben und Euch, lästige Wohlthäter, los zu sein. Wir suchen entlegene Plätze im weiten deutschen Vaterland, wohin unsere schal und fade gewordene Großstadtkultur noch nicht gedrungen ist, wohin uns die ekelhafte große Gesellschaftlüge nicht folgt. Zum Zeugniß, daß solche Stimmungen der heutigen Jugend wirklich echt sind, bringt Blüher allerlei Briefe; aber er wird selbst wissen, daß solche vereinzelte Urkunden eine Verallgemeinerung nicht zulassen und daß selbst eine Mehrzahl von überzeugten Wandervögeln seine pessimistische Stimmung nicht theilt. Ferner muß betont werden, daß zwar die Gegensätze zwischen Alt und Jung heute besonders groß sein mögen, daß aber auch der Wunsch, der Jugend gerecht zu werden, selten so stark und so thätig war wie heute. Jugendkunde und Jugendpflege bilden ein Hauptkapitel unseres sozialen Lebens und der Weltliteratur. Daß trotzdem das Problem Kind vielfach noch Problem bleibt und daß ererbte Urtheile und Vorurtheile, Ansprüche und Werthungen ohne inneres Recht noch immer zu Recht bestehen, kann freilich kein Unbefangener leugnen. Die Institutionen haben noch immer höhere Geltung und mehr Ansehen als die Jugend, der sie doch dienen sollen.

Blühers Schrift ist eine Urkunde, durch die das Mißgeschick und die Kurzsichtigkeit der Lehrer bezeugt wird. Ich könnte Vieles noch tiefer begründen, da ich es mit eigenen Augen und aus noch näherer Nähe gesehen habe. Besonders die erheiternde Geschichte, die er von dem Mann erzählt, der sich als einen Schulrevisor aufspielte und von den Schülern seiner zur Schau getragenen Frömmigkeit und erhabenen Würde wegen „der Liebe Gott" genannt wurde, ist treu dem Leben nachgezeichnet. Nur wußte Blüher nicht, daß ich in diesen Handel verwickelt wurde und daß mir daraus ein Strick gedreht werden sollte, obwohl ich daran nicht mehr Schuld hatte als irgendein Leser dieser Zeilen. Aber es stimmt zu Blühers Beobachtung: „Am Allermeisten konnte die Blindheit auffallen, mit der die berufenen Pädagogen die sogenannte Ehrlichkeit der Schüler behandelten. Diese wurde gewöhnlich gelobt und wenige Ausnahmen wurden konstatirt. Diese Ausnahmen waren die Abgefaßten. In Steglitz, wie überall, war es so, daß der Betrug gegen die Lehrer selbstverständlich war und ohne Gewissensbisse vor sich ging. Die Lehrer waren die Uebermacht: und gegen die durfte man mit allen Mitteln vorgehen, um sich Nutzen zu verschaffen; auch die ehrenwerthesten Schüler machten davon keine Ausnahmen." Es war beruhigend für die Schule, für diese allgemeinen Symptome eines Mißverhältnisses einen Einzigen verantwortlich zu machen. Und dieser Eine sollte ich sein. Ich hatte

angeblich das alte schöne Vertrauensverhältniß zwischen Lehrern und Schülern zerstört. Die Herren tappen oft im Dunkeln und machen pädagogisch die schauderhaftesten Mißgriffe, wo es einmal einen „Disziplinarfall“ giebt. Diese Erzieher schienen manchmal so unzulänglich, daß sich die Jugend selbst andere Erzieher suchte. Bei den Schulausflügen unter Führung der Lehrer war es, „als ob man den ganzen Tag Theater spielte“; unter Führung der Bachanten wurde es heiterer und damit ernst. „Da gab es eine tiefe innere Einheit zwischen Bachanten und Füchsen, gab es alle Abstufungen von der völligen Gleichheit bis zur heimlichen Anbetung und jeder Knabe empfand Das und sann zu Haus, wie Das doch eigentlich sei. Dort in der Schule hörten sie predigen von der Autorität und der Pflicht des Gehorsams: hier sagte Keiner Etwas davon und Alles war viel echter und treuer. Da mag wohl ein großes Mißtrauen begonnen haben: ob die Lehrer, wenn sie von dem ewigen Predigen abließen, mit uns fertig werden würden? Wie, wenn wir an das Heilige am Gehorsam nicht mehr glauben und wissen, daß Alles nur Macht ist, Uebermacht? Da war eine morsche Stelle getroffen. Die Jugend hatte keinen gemeinsamen Ton mehr mit den Lehrern; sie wollte endlich allein sein. Und da schuf sie das Große aus ihrem größten Trieb. Ihr Wandervogel ist ein Kind der Romantik in ihrer verwegensten Bedeutung. Die aber ist der Jugend ernsteste Angelegenheit, der Spiegel, in der sich ihr die Welt noch zeigt, wie ein altes Schloß im klaren Bergsee, ein Bild, das das Alter lange verloren hat.“ An anderer Stelle heißt es, die Erinnerung an die Schulzeit laste wie ein böser Traum auf vielen Erwachsenen. „Warum sind wir um das Erbe unserer Väter betrogen und zu einem Humanistenhochmuth erzogen worden, der jedes antike Rhetorengewäsch für wichtiger hält als die deutsche That? Wir wollen nicht glauben, daß Dies beabsichtigt war; aber die Wirkung war so.“

Die Ansprüche der Schule sind auch in den Lehrstoffen falsch. Sie kennt nicht die elementarsten Bedürfnisse der kindlichen Natur: erst Realitäten, nichts als Realitäten, und zwar bis zur beginnenden Pubertät; nicht grammatikalische Regeln, nicht geistige Abstraktionen, nicht moralische Betrachtungen, nicht Lyrik und nicht Bibelsprüche. Ein paar wackere Kumpane, Stock und Peitsche, Pfeil und Bogen, ein naher Teich mit Fröschen, Fischen, Libellen, ein breites Feld mit Mäusen, Hamstern, Obstbäume mit allerlei Früchten, Wiese und Bach und darüber ein stets wechselnder Himmel: was braucht die Jugend der ersten Jahre mehr? Was der Erzieher mehr, um sie auf der Erde erst einmal heimisch zu machen?

Schnell aber geht Alles in die Brüche. Die Stein-, Käfer-, Schmetterlingsammlungen verstauben, in den elektrischen Apparaten trocknet das Oel, der Knabe „irrt allein". Und das Mädchen? „Sie war doch sonst ein muntres Ding; jetzt geht sie tief in Sinnen." Die Dinge verlieren ihre Festigkeit, scheinen plötzlich zu wanken, sich auf etwas Unbekanntes zu beziehen, dort erst ihre Bedeutung zu haben. Das Leben bekommt etwas Traumhaftes. Die Dinge selbst sind dem Kinde nichts mehr, es sucht das „Wesen" der Dinge. Naturkunde wird zu Lyrik, Physik zu Metaphysik, der Realist zum Romantiker. „Von da ab ist die ganze Jugend im Wesentlichen von dem romantischen Erleben der Welt erfüllt."

Die dritte Periode, die der „klassischen" Abklärung, beginnt nach der Schulzeit. Da man aber die Schöpfungen ausgereifter Künstler alter und neuer Zeit auf die Psyche jugendlich romantischer Schwärmer übertragen will, so erzeugt man eine haltlose Kultur. Blüher nennt dieses ganze Aufdrängen klassischer Ideale bitter einen geistigen Inzest: der klassische Unterricht klammere sich nur an die Gelehrigkeit der Jugend, sein Ideal widerspreche aber den natürlichen und deshalb gesunden Instinkten dieser Lebensjahre. Das ist richtig. Ich brauchte es nicht auszusprechen, denn Blüher selbst bezieht sich gerade auf mich, der ich ähnliche Gedanken mit aller Schärfe schon seit Jahren verfechte.

Ich gehe auf die in allen Theilen beachtenswerthe Darstellung der Wandervogelbewegung nicht ein. Sie verblaßt neben der bedeutsamen Frage, was in der deutschen Jugenderziehung geschehen muß, um den oppositionellen Geist des Wandervogels unmöglich und das Gute dieser Bewegung ihr dienstbar zu machen. Die Aufgabe heißt: eine Erziehung schaffen, die erst dem realen, dann dem romantischen Bedürfniß der Jugend gerecht wird.

Wie werden sich die Aelteren zu Blühers Schrift stellen? Ich vermuthe, still ablehnend. Dieser Angriff ist zu unbegreiflich und zu erschütternd, als daß man sich darauf einlassen könnte. Gewiß ist dabei auch Manches zu „subjektiv gefärbt". Man wird sich an Das halten, was man als „Uebertreibung" erweisen kann, und um so lauter die ernste Pflicht der Erzieher betonen, ihre Ansprüche durchzusetzen. Eine Verständigung halte ich für ausgeschlossen. Das Alter will sich von der Jugend nicht belehren lassen. Das soll es auch nicht; aber es wird ihr einst das Feld räumen. Und dann mag Manches von Dem, was jugendliches Schwärmen und Hoffen war, so weit es möglich ist, Wirklichkeit werden.

Steglitz. Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Die Leich'.*)

Der Blasibauer liegt im Sterben. Im Sommer schon hatte der Arzt dringend gerathen, in ein Bad zu fahren oder doch wenigstens aus dem luft- und lichtlosen Hinterstübchen auszuziehen. Aber in dem Kämmerchen hatten schon die Urgroßeltern des Bauern geschlafen und waren als alte Leute gestorben; warum sollte er so „nimodische Nücke“ mitmachen und gar die Wohnstube mit dem Glasschrank voll alter Tassen und Kannen und mit dem „Schäppeli“, dem Brautkranz aller Frauen des Hofes seit Urgroßmutters Zeiten, zur Schlafstube herabsetzen? Und jetzt, mit den ersten Herbstnebeln, lag er da und konnt es „schier nimme verschnufe“. Wie er am Morgen gar so schwer athmete, war die Bäuerin zur Nachbarin, zur Lickertsbrigitt, gesprungen. Die hatte den Blick für Kranke. Die sah Jedem gleich an, ob „Zit isch zum Verseh“ oder ob es mit den Sterbesakramenten noch keine Eile hat. Auf deren Ausspruch hin wurde sofort zum Pfarrer geschickt, und als er bald darauf, mit dem klingelnden Küster vorneweg, das Allerheiligste zum Sterbenden trug, folgte fast aus jedem Häuschen des kleinen Schwarzwalddörfchens der eine oder der andere Bewohner zum „schterbe helfe“. Auf der Treppe und im dunklen Hausflur knieten die Leute nieder, während der Pfarrer allein zum Sterbenden hineinging, seine letzte Beichte zu hören. Mit lauter Stimme beten Die draußen die Litanei zu allen Heiligen um einen guten Tod; drin hört das leise Flüstern bald auf. Der Pfarrer spricht mit lauter Stimme die Absolutionsworte und die ganze Schaar drängt nun in die Kammer. Wachsbleich und verfallen liegt der Kranke in den buntgewürfelten Kissen. Die Bäuerin stellt sich ans Kopfende des breiten Ehebettes und schluchzt nur leise in sich hinein, um die heilige Handlung nicht zu stören. Ehrfürchtig richtet sie den Sterbenden auf, als der Priester ihm die Hostie reicht. Mühsälig schluckt der Kranke, er wird blau im Gesicht vor Anstrengung; ängstlich schaut die Bäuerin eine Weile zu, dann fragt sie leise: „Häsch unseren Heiland scho g'schluckt oder wotsch no a weng Wasser?“ Die Lickertsbrigitt hat ihr schon ein Glas gereicht; und mit einem Schluck Wasser gelingt es dem Blasibauer, die Hostie hinunterzuschlucken. Ganz erschöpft liegt er da, während der Pfarrer geschäftig Oel und Watte richtet zur heiligen Oelung. „Per istam sanctam unctionem“, murmelt er und betupft mit einem im Heiligen Oel getränkten Wattebäuschchen die Augen des Kranken, „indulgeat tibi dominus, quidquid per visum deliquisti“; und er wechselt das Bäuschchen und betupft die Ohren „per auditum“, die Nase „per odoratum“, die Zunge „per lo-

*) Aus einem Band kräftig ecker Skizzen, der, unter dem Titel „Ruprechtsweiler Leut“, bei Georg Müller in München erscheint.

quelam“, die Hände „per tactum“, die Füße „per gressum“. Andächtig hören die Nachbarn dem Murmeln zu und verfolgen die eiligen Bewegungen des Priesters mit aufmerksamen Augen. Der Priester ist fertig; die getränkten Wattebäuschchen werden an der geweihten Kerze verbrannt. Noch einmal macht der Priester das Zeichen des Kreuzes über den mühsam Athmenden, dann verabschiedet er sich mit dem Versprechen, am Abend wiederzukommen. Mit ihm schlupfen zwei Bauern zur Thür hinaus, und während die Drei die Treppe hinuntergehen, hören sie schon das Gebetmurmeln der Zurückbleibenden. „Der machts nimme lang, was meinet Se, Herr Pfarrer?“ fragt der Burgerbeck. Der zuckt die Achseln, ohne zu antworten; aber der Burgerbeck erwartet auch keine Antwort, er fährt fort: „Ja, wisset, 's isch wege der Lich; er isch doch üse Füerwehrhauptmann gsi, da mün mer nen do mit der Musi bigrobe, und 's isch scho grusig lang, daß mer kai Lichemarsch meh gschpielt hän. J mei alls, i go gli zum Lehrer un mer probe hit no.“

„Scho, scho,“ fiel der andere Bauer ein, „aber der Blasibuer hät jo alliwil de Trompet blose, die Signal un alls, un wenn mer nem Kamerode 's letzscht Mal übers Grab blose hän, häts als Kainer könnt als der Blasi. Wer soll denn etzt blose? Un ohni Trompet ischs do kai rechti Füerwehrmusi!“

„Do mün Er halt der Lehrer froge“, meinte der Pfarrer und verabschiedete sich von seinen Pfarrkindern. Die beiden Bauern gingen vom Pfarrhof quer hinüber zum Schulhaus.

Auf dem Blasihof schleicht der Tag langsam hin, die Nachbarn wechseln ab im Beten, das Rosenkranzmurmeln dringt den ganzen Tag über vom Hinterstübchen in die kleine Dorfgasse hinaus. In der Kammer ist eine dicke, heiße Luft und dem sterbenden Bauern stehen die dicken Schweißperlen auf der Stirn. Von Zeit zu Zeit wischt die Bäuerin ihm das Gesicht ab oder giebt ihm einen Schluck Wasser oder Kirschwasser; dann versinkt sie wieder in dumpfes Brüten oder betet ein paar Gesetzel Rosenkranz mit. Der Bauer hat nicht mehr genug Athem zum Sprechen, vielleicht hat er auch nichts mehr zu sagen, nur seine Augen streifen unruhig von einem Winkel der Kammer in den anderen oder suchen die Gebetsworte auf den Lippen der Betenden. Da klingen plötzlich, falsch und schrill, die ersten Takte des Trauermarsches von Chopin in die kleine Kammer. Drüben im Wirthshaus, nur durch den Garten vom Blasihof getrennt, üben die Kameraden die Musik ein fürs Begräbniß. Die Betenden verstummen und lauschen andächtig. Der Sterbende winkt und bewegt die Lippen, endlich versteht die Bäuerin: „Machet au 's Fenschter uf.“ Es geschieht; und in vollem Strom klingen jetzt die grellen Töne ins Zimmer. Es ging mühsam vorwärts drüben im Wirthshaus, immer mußte wieder abgebrochen und jeder einzelne Takt von Neuem probirt werden; aber geduldig hörten hier in der Sterbekammer die Leute zu. Nur die Bäuerin schluchzte laut auf, als die Musik anfing, und nun weint sie ohne Unterlaß fast schrei-

end. Die Lickertsbrigitt möchte sie tröſten, aber ungeduldig wehrt die Bäuerin ab: „Nei, ſag, was De witt, Des iſch emol it rächt, mi Ma hätt's am End ſcho no emol überſchtande, mit Gottes Hilfe, aber Des iſch a böſi Vorbedütung, mer bigrobt doch d'Lüt nit, wenn ſi no läbig ſin ... Jeſſesmaria," ſchreit ſie auf, als jetzt polternde Schritte auf der Treppe laut wurden, „ſie wänn en ſcho hole, un er iſch jo no läbig."

Der eintretende Burgerkarl ſteht erſt eine Weile faſt verlegen an der Thür, ehe er mit ſeinem Anliegen herausrückt: „J ſoll a ſchöne Grus ſage vo der Füerwehr, un wenns im Blaſibur rächt wär, ſo möcht er us doch ſi Trompet gä, mer bruchet ſe für d'Lich, he jo, un i thät mer ſcho traue z'bloſe druf."

Der Blaſibauer macht eine Anſtrengung, zu ſprechen, aber ein verſtändliches Wort kommt nicht mehr heraus, er winkt die Bäuerin, die den Burgerkarl gern barſch abgefertigt hätte, heftig zu ſich heran; und in altgewohntem Gehorſam ſucht ſie nach dem Schlüſſel zur Lade, wo die Trompete liegt, ſchließt auf und zeigt dem Bauer die blanke, leuchtende Trompete. Der nickt und nickt noch einmal, als der Burgerkarl faſt gierig danach greift und mit einem „Grüß Gott mitenander!" zur Thür hinauseilt.

Drüben im Wirthhaus haben ſie endlich den Trauermarſch ohne Unterbrechung in einem Stück heruntergeſpielt und ſtärken ſich jetzt nach der ſchweren Arbeit mit einem tüchtigen Trunk. Man hört laute Rufe und Gläſerklingen in der plötzlichen Stille. Der Bauer röchelt ſchwer und den Nachbarn fällt ihre Pflicht ein, ihm mit ihrem Beten zu einem guten Tod zu verhelfen. „Wenn do der Pfarrer no emol komme wollt, er hätt am End no Ebbes uf em G'wiſſe, daß er au gar ſo ſchwer ſchterbe will", meint die Lickertbrigitt. Ihre Nachbarin, die alte Theres, ſtupft ſie in die Seite und zwinkert nach der Bäuerin hin: „He jo, weiſch denn it: d'Großmutter, die hätt ſich doch verhängt, weil er ihrs ſo wüſcht g'macht hätt, Die laßt ihn etz it in Ruah ſchterbe." Die Lickertbrigitt nickt nur; und eifrig und laut beten ſie jetzt um einen guten Tod. Da klangen hell die Feuerwehrſignale über die Straße. Der Blaſibauer griff haſtig um ſich: „Mi Trompet, gän mer mi Trompet", ſtöhnte er. „O, laſſet etz die Narrespoſſe ſi," meinte die Lickertbrigitt und machte das Fenſter zu, „denket etz an Euere Sünd un ans ewig Himmelreich." Der Sterbende hörte ſie wohl nicht mehr, er griff mit den Händen noch ein paarmal in die Luft; die Brigitt leuchtete ihm mit der raſch angezündeten Sterbekerze ins Geſicht, drückte ſie dem Bauer in die rechte Hand und murmelte, halb zur Bäuerin: „J mein alls, etz iſchs us." Drüben im Wirthshaus ſpielten ſie: „Jetzt woll'n wir luſtig ſein, luſtig ſein, tanzen und trinken." Denn Das mußten ſie auch noch einüben; für die Rückkehr vom Friedhof.

Meersburg. Harriet Straub.



Paula Dehmel.

Paula Dehmel gleicht den Frauenbildnissen Albrecht Dürers. Ich denke an das Portrait der Elisabeth Tucher. Sie hat die selben vorausforgenden Mutteraugen, ihre intelligente Nase, den herben, streng gezeichneten Mund. In ihrem Antlitz herrscht die Linie als der Ausdruck ihres mathematisch klaren, männlichen Verstandes: er hat die weibrunden, rafaelitisch-reinen Linien gebrochen, sie ins Scharfe und Eckige ausgezogen, so daß ihr Gesicht wirkt, als wäre es aus Holz geschnitzt, aber das ausgelöste Mutterthum durchtränkte es mit solcher Inbrunst, daß es den entsinnlichten Madonnen Donatellos gleicht. In ihren weisen Mutteraugen, die durch das Weiberlebniß wissend geworden sind, klagt der Schmerz über die Unbeständigkeit irdischer Liebe; für die Flüchtigkeit und tändelnde Leichtigkeit dieses raffinirten Liebespieles ist ihre Seele zu schwerblütig, zu schlicht, zu einseitig stark und treu; darum rettete sie sich aus der Vergänglichkeit der irdischen Liebe in die Ewigkeit der Mutterliebe. Der mystische Vorgang der Empfängniß und Geburt öffnete ihre phantastische Seele dem Uebersinnlichen; die uralte biblisch-jüdische Kultur, die in ihrem Blut geistert, schärfte diese Hellhörigkeit. So ward die Mutter Seherin und Prophetin, eine zwiefach gesegnete, die ihre Ueberfülle in der Dichtung ausströmen lassen mußte. Ihre Liebe zum starken, gesunden Deutschthum, die durch ihre zehnjährige Ehe mit Richard Dehmel noch verstärkt wurde, durchsetzte den feinen, zersetzenden Geist des verwesenden Judenthums mit deutscher Dichtigkeit und Innigkeit. Ihr klarer, immer wacher Verstand gab Acht, daß sie sich niemals im Urwald der Mystik verirrte und verwirrte. Wohl scheint die Mystik durch ihre phantastischen Märchen und Kinderlieder hindurch, aber versteckt wie die Augen der Waldnixe durch das grüngoldene Dickicht deutscher Eichen:

> „Geht leise!
> Es ist müd' von der Reise,
> es kommt weit her
> vom Himmel übers Meer,
> vom Meer den dunklen Weg ins Land,
> bis es die kleine Wiege fand;
> geht leise!"

Also faßte sie das Dunkle, Unterbewußte, das in der Kinderseele lebte, in konkrete, kinderdeutliche Bilder und Gleichnisse. Dadurch wurde sie den Kindern so begreiflich; überdies bewahrt sie ihr urwüchsiger Humor vor jeder unkindlichen Sentimentalität:

„Guten Morgen, Ihr Beinchen,
Wie heißt Ihr denn?
Ich heiße Hampel,
ich heiße Strampel
und Das ist Füßchen Uebermuth
und Das ist Füßchen Thunichtgut.

Uebermuth und Thunichtgut
gehn auf die Reise,
patsch, durch alle Sümpfe,
naß sind Schuh und Strümpfe,
kuckt die Ruthe um die Eck,
laufen sie alle Beide weg."

Ihr Stil ist der derben mittelalterlichen handwerksfleißigen Holzschneidekunst verwandt. Hans Thoma, als der Erbe Dürers, hätte sie glücklicher illustrirt als der farbige, aber allzu verfeinerte Karl Hofer. Für die Strenge und Geschlossenheit ihrer Form ward ihr Richard Dehmel der Zuchtmeister. Angeregt durch ihn, wagte sie sich zuweilen aus dem wilden bunten Garten der Kinderlyrik in die schwüle Atmosphäre der Erotik:

„Die Blume, die ich fand in den Bergen,
die seltsame Blume, die ich nicht gekannt,
blüht vor meinem Fenster.
Und nachts, wenn ich allein bin,
schlingt sie ihre weißen
offenen Kelche
um mich,
über mich
dicht.
Bis ich im rothen Feuer
ihrer durstigen Blüthen liege."

Aber ihre reine Natur ertrug nicht die Dämonie der Geschlechtsmystik. So beschränkte sie sich weise auf die kräftig zärtlichen Mutterlaute ihrer Kinderlieder, die, einmal ausgesprochen, in den Ohren der Mutter und Kinder hängen bleiben wie die alten deutschen Kinderreime. Die ungelenkigen Zungen der Allerkleinsten stammeln sie nach:

„Ich bau, ich bau ein steinern Haus,
vorne guckt ein Esel raus,
hinten eine Kuh,
Muh."

Die eigenen Kinder auf den Knien, belauschte sie deren Sprache, Gang, Gesten als die undeutlichen Ausdrucksmittel ihrer sich langsam ins Leben tastenden Seelen. Ihr lustjauchzendes Kreischen, ihr

eigensinniges „Böckchenstoßen“ fing sie im rhythmischen Wortklang ihres Liedes auf:

„Das kann doch nicht Rumpumpel sein,
So kann Rumpumpel doch nicht schrein.
Seelöwen sind in unserm Haus,
Schnell, Rumpumpel, wir jagen sie raus:
Du 'nen Stock,
Ich 'nen Stock,
Alle Beide einen Stock,
Ei der Daus,
Wollt Ihr 'raus,
Wollt Ihr in Euer Seelöwenhaus!“

Ihre ernsten Gedichte aber gleichen den stummen dunklen Kinderaugen, die noch in den Träumen des Urschlafs dahinzudämmern scheinen, den sie im Schoß ihrer Mutter schliefen, ehe die Geburt sie ins Leben und die taghelle Wirklichkeit weckte:

„Des Mondes Tochter Mirlamein
kam in die warme Welt herein.
Sie kam aus ihres Vaters Haus
auf einer weißen Fledermaus:
Mirlama — Mirlamein,
schlaf ein.“

Nun begrüßen die Mütter und die Kinder Deutschlands die fünfzigjährige Dichterin, die mit ihren herangewachsenen Kindern zwischen den herbstlichen Obstbäumen ihres Gärtchens auf und nieder geht. Liebevoll streicheln ihre treuen Hände die reifen Früchte, binden die rankenden Blumen fest und neigen sich über fremde Kinder, die der Klang ihrer Laute in ihr stilles Dichtergärtchen lockt:

„Ich möcht' Euch Alle mit einander
auf bunten Wiesen sehn,
bei Klarinetten und Geigen
die Füßchen im Tanze drehn.

Ich möcht' Euch Alle mit einander
mitnehmen im Luftschiffkahn,
Euch die schöne Erde zeigen,
und was fleißige Menschen gethan.

Ich möcht' Euch Alle mit einander
still führen bei der Hand,
Euch heimliche Dinge sagen
von Gott und dem Sternenland.“

Inge Maria.

Selbstanzeigen.

Memoiren der Kaiserin Katharina II. Nach den von der Kaiserlich Russischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Manuskripten übersetzt und herausgegeben. Zwei Bände mit zwölf Bildnissen. Im Inselverlag in Leipzig.

Als im Jahr 1859 Alexander Herzen nach einer ihm zugekommenen Abschrift in London die „Mémoires de l'Impératrice Cathérine II, écrits par elle-même“ herausgab, erregten sie überall gewaltiges Aufsehen. Das selbe Jahr noch brachte eine zweite französische Auflage, eine deutsche, dänische und schwedische Uebersetzung. In Rußland cirkulirten (eifrig verfolgte) Abschriften schon lange; Karamsin hat 1822 eine gelesen, Puschkin etwa ein Jahr später eigenhändig nach einer Kopie eine angefertigt. Für das Ausland aber waren die Memoiren eine große Ueberraschung. Nicht nur Herzen selbst, auch Männer wie Heinrich von Sybel und Kurd von Schlözer erklärten sie sofort für echt; doch konnten natürlich Bedenken nicht ganz verstummen, so lange die Manuskripte selbst unzugänglich blieben. Alle Zweifel sind nun beseitigt, seit im Jahr 1907 der zwölfte Band der großen, im Auftrag der petersburger Akademie von Pypin besorgten Ausgabe der Schriften der Kaiserin ihre „Autobiographischen Aufzeichnungen“ auf Grund der im Staatsarchiv, in dem berühmten „Versiegelten Packet“ und in der Bibliothek des Winterpalastes aufbewahrten eigenhändigen Manuskripte brachte. Da stellte sich heraus, daß, abgesehen von Schreibfehlern, Verwechselungen und allerlei Ungenauigkeiten, Herzens Text authentisch war; und man fand außer diesem bisher allein bekannten Stück noch sechs weitere Stücke in französischer und zwei in russischer Sprache. Diese neun Stücke bringt meine Ausgabe in deutscher Uebertragung. Von den vielen kleineren Bruchstücken, Zetteln und flüchtigen Aufzeichnungen, die Pypin mittheilt, wurde ausgewählt, was im Zusammenhang des Ganzen von Interesse sein kann, und in den Anmerkungen mitgetheilt. Ich habe mich außerdem bemüht, durch Eintheilung in Absätze, durch Einführung einer gleichmäßigen Schreibung der Namen das Werk lesbar zu machen, und kurze Notizen über die in der Erzählung erwähnten Personen beigefügt. Ferner wurde nach Möglichkeit die Chronologie festgestellt; oft mußte sie berichtigt werden. Dazu kommen zahlreiche Auszüge aus Katharinas Briefwechsel, welche die Angaben der Memoiren ergänzen, berichtigen oder bestätigen. Auch aus Berichten und Briefen der Zeitgenossen, aus Ukasen und Manifesten konnte manches Streiflicht auf die geschilderten Begebnisse gewonnen werden. Der Anhang bringt Katharinas Brief an Poniatowski, worin sie dem abgedankten Liebhaber ihre Thronbesteigung schildert, drei Briefe Peters des Dritten aus den Tagen, da er in Ropscha seines Geschickes Erfüllung harrte, drei von Alexej Orlow, auch aus Ropscha, darunter den berühmten Brief, in dem er ihr

das gewaltsame Ende ihres Gemahls anzeigt, ferner einen Brief der Kaiserin an Patiomkin mit einer Beichte über die Erlebnisse ihrer Liebe, ein Schreiben an Sénac de Meilhan mit einem eingehenden Selbstportrait, ihren mit eigener Hand niedergeschriebenen Grabspruch und letzten Willen. Dr. Erich Boehme.

Geister. Novellen. Dr. D. Rabinowitz in Leipzig.

Goethe schreibt über einen Roman der Johanna Schopenhauer, den er sehr gut rezensirte: „Nichts Phantastisches; sogar das Imaginative schließt sich rationell ans Wirkliche. Das Problematische ans Unwahrscheinliche grenzend, bevorwortet sie sich selbst." Heute hat dieser Ausspruch insofern nicht mehr volle Giltigkeit, als das Phantastische dort, wo es gegeben zu werden pflegt, nicht selten seinen ganzen Ehrgeiz darein setzt, sich als Wortführer des Uebernatürlichen zu geberden. Darum habe ich mir erlaubt, in dieser kleinen Sammlung von zwölf Geschichten, die von „Geistern" aus den allerverschiedensten Sphären erzählen, mich doch noch zu „bevorworten" und zu sagen: „Ich halte alle Erzählungen, die übersinnliche Phänomene in mystischer (besser gesagt: mystagogischer) Weise vortragen, ohne ihr psychologische Deutung zu geben, für Schundliteratur". Allerlei Spuk geht auch durch mein Büchlein und besonders in einer spiritistischen Studie kommt es zu einer nicht unkomplizirten Geisterbeschwörung. Aber da dem Leser der unzweideutige Tip „Sei auf der Hut!" gegeben ist, so wird er die Fäden, die vom übernatürlich Scheinenden zum natürlichen, aber geheimen Sein der Wirklichkeit führen, nicht übersehen. Der wahrhaft lenkende Geist wohnt meist in unserer eigenen Brust. Hier sind die echten Geister, die unser Leben beherrschen und unser Schicksal werden. Da giebt es ein junges Ehepaar, er Psychologe von Fach und sie einst seine Hörerin, die auf der Hochzeitreise in ihnen unerklärliche Reibereien und Zänkereien gerathen und zu tiefsinnigen Schlüssen kommen, ohne zu ahnen, daß sie die Opfer einer in der Psycho-Physiologie nicht unbekannten typischen Flitterwochenerscheinung sind. Und da die junge Frau als „Psychologin" erkannt zu haben glaubt, daß nur ein größeres Leid ein anderes zu überwinden vermag, so sieht sie die Lösung dieser ihr unbegreiflichen Entfremdung nur im Tod. Doch genügt der Diebstahl einer Handtasche, um die jungen Leute sehr schnell einander wieder zu nähern. Ein sich zwar lustig repräsentirender, in Wahrheit aber nicht ungefährlicher Geist treibt mit „Frau Annchen in der Kur" sein Spiel. Die kleine Provinzdame kommt unter dem Einfluß aufregender Thermalbäder in eine ganz unerlaubte Stimmung, die sie schließlich halb und halb der Besonnenheit und Blutkühle, auf der letzten Endes alle Moral beruht, zu berauben droht. Zum Glück flaut die Wirkung der Kur eben so schnell ab, wie sie gekommen ist. Und Frau Annchen entrüstet sich im Geist über die „Auffassung", die ihre „harmlose" Initiative an bestimmter Stelle gefunden hat. In „Frau Direktor" glaube ich an ein Geschehen gerührt zu

haben, das wohl in der Psychiatrie in den letzten Jahren erkannt, aber in der Dichtung noch nicht gestaltet wurde. Es ist das Motiv der Wunschverdrängung, das zu Phantastereien und Selbstbelügungen aller Art führt. (In der „Erika" meines Romans „Die Intellektuellen" habe ich das selbe Motiv breiter gestaltet.) Wenn ein Autor, der durch seine wesentlichsten Arbeiten Vielen ein „Dorn im Auge" ist, einmal mit einem kleinen Bändchen herauskommt, das man leichter „auseinandernehmen" kann als den Inhalt komplizirter Untersuchungen, so benutzen gewisse Leute gern die Gelegenheit, ihm den bekannten Eselstritt zu versetzen. Die mehrseitige Produktion eines Autors macht ja auch bei seiner Etikettirung einige Schwierigkeiten. Der produktive Mensch wird es aber als eine Art Rettung empfinden, wenn ihn neben dem Trieb zu umfassenden Untersuchungen sozialer und psychologischer Vorgänge und zu breiten Kompositionen auch noch ab und zu eine Stimmung anwandelt, die ihm gestattet, gewisse Erscheinungen, die den Künstler und Psychologen reizen, ins Medaillon zu bannen. Die Anrempelung aus dem Hordenlager eitler Literaturknaben, die sich in Ermangelung schöpferischer Kraft durch die Pöbeleien ihrer „Angriffe" bemerkbar zu machen suchen, wird ihm die Freude daran gewiß nicht verleiden.

Friedenau. Grete Meisel-Heß.

Hanneken. Ein Buch der Armuth und Arbeit. Rütten & Loening in Frankfurt.

Manches gute Buch berichtet von Frauen, die auf sozialem oder künstlerischem Gelände Bedeutendes geleistet haben. Hanneken bringt etwas Anderes, bringt das Lebendigwerden einer armen Kinderseele, das Aufsteigen einer verlassenen Kreatur in großes und göttliches Menschenthum. Praktische Arbeit ist der Weg, schlichtes Zugreifen das Mittel dieser Entwickelung. Dieses Mädchen, das an unserer nordischen Reichsgrenze aufwächst, ist kein Wunderkind; und doch muthet seine Art wie ein Wunder an. Erst ein Nothstandskind, eine kleine scheue Jungfrau, dann ein tüchtiger, hilfreicher Mensch in langen Jahren des Schwesternberufes. Von der Kinderpflege und Asylarbeit in der Diakonie geht Hanneken zum Krankendienst im Rothen Kreuz über und macht freiwillig die Cholerapflege in den hamburger Baracken durch. In einer Fülle von Leid und Liebe zieht sie still und stetig das zu ihr Gehörende an sich und wächst. Da ist keine Mühsäligkeit, die nicht ein Glänzen hätte; und immer führen doch Erdnähe und Wurzelhaftigkeit ein Duften herauf, stark und echt und gesund. Bis zur Schwelle eines eigenen schönen Heims bleibt Hanneken die tapfere Tochter des Volkes. Gesteigerte Bildung kann nur im Verein mit geschickter Hand und praktischem Können dem Weibe die Macht und die Herrlichkeit sichern in Ewigkeit. Die knappe Sprache will die mancherlei Stimmungen des Buches nachdrücklich zur Geltung bringen.

Hamburg. Johanna Wolff.

Banknoten.

Der Reichsbankpräsident hat in der Budgetkommission des Reichstages gefordert, daß der Goldbestand der Centralbank auf 1200 bis 1500 Millionen Mark gesteigert werde; wie beträchtlich diese Vermehrung wäre, lehrt ein Blick auf die letzten sechs Jahre. Die Goldreserve war 1906: 634; 1907: 675; 1908: 785; 1909: 795; 1910: 778; 1911: 828 Millionen. Und nun ein Sprung um 400 bis 700 Millionen. Warum? Herr Havenstein sagt: „Die Reichsbank muß in politisch ernsten Zeiten stark an Gold sein, im Interesse der Sicherheit des Reiches." Ist sie es nicht, trotzdem sie in den letzten Jahren mehr als eine Milliarde Gold in den Verkehr brachte? Aber der Goldschatz soll nicht aufgezehrt, sondern geschont werden. Das Gold soll sein Gewerbe nicht im Umherziehen, sondern in der Obhut der Centralstelle ausüben. Um ans Ziel zu kommen, will man die Banknoten zu 50 und 20 Mark vermehren, die von den „Fanatikern der Theorie" (wie Adolf Wagner in der Bankenquete des Jahres 1908 sagte) als eine Fortsetzung der alten Zettelwirthschaft angesehen werden. Die Bankgesetznovelle vom zwanzigsten Februar 1906 hat der Reichsbank erlaubt, Noten zu 50 und 20 Mark auszugeben; die Reichskassenscheine dieses Betrages sollten verschwinden und durch Stücke von 10 und 5 Mark ersetzt werden. Das Gesetz schreibt nicht vor, welche Maximalsumme von kleinen Noten emittirt werden darf; doch sollten höchstens 300 Millionen Mark in den Verkehr gebracht werden. Präsident Havenstein wünscht nun, daß die vom Reichsamt des Innern mit der Budgetkommission vereinbarte Höchstgrenze nicht mehr gelte und die Centralstelle frei verfügen könne. Die Mehrheit der Kommission war dafür. Und das Maximum von 300 Millionen ist ja schon im Jahr 1912 um 230 Millionen überschritten worden. Die Konservativen forderten wieder einmal ein Depositengesetz. Staatssekretär Dr. Delbrück gab über die Finanzbereitschaft zum Krieg „überaus beruhigende Erklärungen", die der Unterthanenverstand nicht leicht mit der ängstlichen Sorge des Reichsbankpräsidenten vor der politisch ernsten Zeit in Einklang bringen wird.

Auch in Oesterreich-Ungarn wurde in der letzten Zeit viel über die Nothwendigkeit geredet, den Goldvorrath der Reichsbank zu erhöhen. Andere Länder, besonders England, Frankreich, Rußland, leben in stiller Selbstzufriedenheit und fühlen sich als beati possidentes. Muß denn unsere arme Reichsbank wirklich um jedes Goldstück zittern? Und ist die Vermehrung der Banknoten zu 50 und 20 Mark ein Mittel, das Heilung bringen kann? Man müßte zunächst zwischen 50 und 20 Mark unterscheiden. Ein Fünfzigmarkschein ist keine „kleine" Banknote; er darf sich ruhig hinter die Blauen einreihen. Nur die unter ihm stehenden Zettel sind kleines Papiergeld. Die Zwanzigmarknoten brauchen nicht in Gold eingelöst zu werden: schon durch dieses Kennzeichen werden sie den Reichskassenscheinen näher als den größeren Reichsbanknoten gerückt. Die Kassenscheine sind an dem Mißtrauen

gegen die kleinen Banknoten mitschuldig. Sie haben das bis 1874 giltige Papiergeld der deutschen Bundesstaaten ersetzt. Ihre Gesammtsumme soll 120 Millionen betragen. Die zufällige Uebereinstimmung dieser Summe mit den 120 Millionen Mark Gold, die im spandauer Juliusthurm liegen, hat zu dem Irrthum verführt, daß in den Goldsäcken die Deckung für die Kassenscheine stecke. Das ist falsch; außer der Zifferngleichheit giebt es da keine Gemeinschaft. Das Reichspapiergeld hat keine Metalldecke; nur durch den Kredit des Reiches ist es verbürgt. Die Reichskassenscheine sind nicht, wie die Reichsbanknoten, gesetzliche Zahlungmittel. Im Privatverkehr ist Niemand gezwungen, sie anzunehmen. An allen öffentlichen Kassen werden die Scheine natürlich stets gegen Bargeld eingelöst. Von ihren besonderen Eigenthümlichkeiten weiß das Publikum nichts, da sie ihm ja nicht fühlbar werden. Die Kassenscheine gelten, wie Gold und kursfähiges deutsches Geld, als Deckung der Banknoten; und vielfach wird ein Uebelstand darin gesehen, daß ungedecktes Geld selbst Decke sein kann. Die Reichsbank hat schon sehr große und sehr kleine Posten von Kassenscheinen in ihren Beständen gehabt. Ultimo Dezember 1912 waren es nur 15¾ Millionen; 1911 im Durchschnitt 53¾, 1910 64¼, 1907 82½ Millionen. Daß ihr selbst nicht darin liegt, die Kassenscheine wegzugeben, hängt mit den Konsequenzen der Drittelbeckung zusammen: sie darf dreimal mehr Noten ausgeben, als sie gesetzlich vorgeschriebene Unterlagen hat. Auf 20 oder 30 Millionen Reichskassenscheine darf sie 60 oder 90 Millionen eigenes Papiergeld legen. (Ich nenne auch die Banknote Papiergeld, obwohl sie es nicht im ursprünglichen Sinn des Wortes ist.) Aber: soll man die Summe der kleinen Zettel vermehren?

Die Noten zu 50 und 20 Mark sind für den Besitzer Theile eines Hundertmarkscheines und an ihrem Vollwerth ist kein Zweifel erlaubt. Daß nach dem Bankgesetz von 1875 die kleinste Note auf 100 Mark lauten sollte, war nur die Folge unfreundlicher Erinnerung an die staatliche Zettelwirthschaft, die in der Papiergeldfabrikation keine Grenzen kannte. Unter der Aufsicht des Reichsbankpräsidiums kann die Zeit der papierene Thaler nicht wiederkehren. Trotzdem läßt sich Manches gegen die Zwanzigmarknote sagen. Das Papiergeld ist bei uns unbeliebt; aus ästhetischen Gründen (der Zehnmarkschein!), aber auch, weil der Deutsche nun einmal das Hartgeld, besonders das Gold, liebt. Und eigentlich könnte Deutschland stolz darauf sein, daß der Fremde mehr Gold als Papier zu sehen bekommt. Diese demonstratio ad oculos hat dem deutschen Kredit jedenfalls nicht geschadet. Man sollte den Eindruck, den eine sichtbare Verdrängung der Goldmünzen durch Papiergeld auf den Ausländer machen wird, nicht unterschätzen. Auch der Hygieniker warnt. Je kleiner der Zettel, desto größer die Zahl der Hände, die ihn berühren; desto länger auch sein Weg bis in die Reichsbank. Die dürfte, wie die Bank von England, keine heimgekehrte Note wieder ausgeben. Die Banknote soll nicht zum unsauberen und unappetitlichen Stück Papier werden. Die Schönheitsucher

und die Gesundheitapostel werden auch diesmal natürlich nicht das letzte Wort haben. Die Reichsbank soll ein so voller Goldbehälter werden, wie es die Bank von Frankreich und die Russische Staatsbank sind. Jene lebt im Bereich der Doppelwährung und des Industriestillstandes. Diese behütet einen Agrarstaat. Keine dieser drei Voraussetzungen gilt für unsere Deutsche Reichsbank: trotzdem soll sie den beiden anderen Banken gleich werden. Da die natürlichen Bedingungen fehlen, soll der Zwang helfen. Die Zwanzigmarkscheine sollen die Doppelkronen in die Reichsbank drängen. Bisher haben sie es nicht vermocht, obwohl, nach der Erklärung des Präsidenten, 1912 schon zwei Drittel mehr in den Verkehr gebracht wurden, als im Maximum ausgegeben werden sollten. Daraus ist zu schließen, daß die Menge der kleinen Banknoten sehr beträchtlich vergrößert werden muß, damit ein Erfolg möglich wird. Daß die Grenze fehlt, ist eine Gefahr. Die sehr aktive Devisenpolitik der Reichsbank hat, in Gemeinschaft mit der starken Produktion von Fünfzig- und Zwanzigmarkscheinen, einen der Regirung genügenden Goldbestand nicht zu sichern vermocht. Ein erfolgreicher Eingriff in natürliche Zusammenhänge bedingt die Anwendung skrupelloser Gewalt. Der Goldbestand in den Kassen der Reichsbank hat sich vermehrt, aber die Golddecke ist kürzer geworden. Sie betrug im Durchschnitt des Jahres 1908 51½ Prozent bei 785 Millionen Mark Gold, 1911 nur 49,7 Prozent bei 828 Millionen Mark Gold.

In der Budgetkommission war von Rücksicht auf die Währung nichts zu merken. Bis Ende 1910 ging die Verwendung der kleinen Noten zurück; 1908 machten sie 15,3 bis 17,4, 1909 nur 13,5 bis 15,5, 1910 13,2 bis 14,8 Prozent des Gesammtumlaufes aus. Der große Sprung im vorigen Jahr war eine Folge der politischen Krisis, die etwa 500 Millionen Gold in die Schlupfwinkel trieb und die Reichsbank zu rascher Papiergeldfabrikation zwang, damit sie die fehlenden Umlaufmittel nicht durch Gold zu ersetzen braucht. Wenn es gelingt, dem Wirthschaftkörper von seinen 3 oder 4 Milliarden 700 oder 800 Millionen Gold abzuzapfen: wer bürgt dafür, daß dieses Gold in die Kassen der Reichsbank und nicht ins Ausland fließt? Und wenn die Goldmünze im allgemeinen Verkehr rar wird, könnte man eines Tages ein Aufgeld für den Umtausch von Papier in Gold fordern. Der Kredit eines Landes beruht nicht auf dem Goldreichthum seiner Centralbank, sondern auf der wirthschaftlichen Kultur des Volkes. Das Goldagio im eigenen Land wäre aber der Anfang vom Ende. Die Reichsbank ist verpflichtet, ihre Noten in Gold einzulösen. Das ist das Fundament der Goldwährung. Kann sie nun hoffen, sich diese Pflicht dadurch zu erleichtern, daß sie das Reich mit Zwanzigmarkscheinen überschwemmt? An ihrem ernsten Willen zum Schutz der Valuta darf sie nicht deuteln lassen. Sie soll über jedem Zweifel stehen und braucht, um ihre Gesundheit und die Kraft der Goldwährung zu erweisen, dem Wirthschaftkörper nicht einen seiner sichtbarsten Vorzüge zu nehmen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Was das Odol

besonders auszeichnet vor allen anderen Mundreinigungsmitteln, ist seine merkwürdige Eigenart, die Mundhöhle nach dem Spülen gewissermaßen mit einer mikroskopisch dünnen, dabei aber dichten antiseptischen Schicht zu überziehen, die noch stundenlang, nachdem man sich den Mund gespült hat, nachwirkt. Diese Dauerwirkung, die kein anderes Präparat besitzt, ist es, die demjenigen, der Odol täglich gebraucht, die Gewißheit gibt, daß sein Mund sicher geschützt ist gegen die Wirkung der Fäulniserrege und Gärungsstoffe, die die Zähne zerstören.

MURATTI Cigarettes Manchester







Salamander

Schuhges. m. b. H., Berlin
Zentrale: Berlin W 8, Friedrichstrasse 182

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Metropol-Theater.

Chauffeur — ins Metropol!!

Grosse Jahresrevue mit Gesang u. Tanz in 10 Bildern v. Jul. Freund.
Anfang 8 Uhr. Rauchen gestattet.

THEATER AM NOLLENDORFPLATZ

Abends 8 Uhr:

Die Studenten-Gräfin.

Kurfürsten-Oper.

Nürnberger Strasse 70–71.
Allabendlich 8 Uhr:

Stella maris.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

Gebr. Herrnfeld Theater

Die Novitäten

Die Alpenbrüder

und

Wüstenmoral.

Thalia-Theater

8 Uhr. 8 Uhr.
Dresdenerstr. 72/73. — Tel.: Amt Mpl. 4410.

Novität:

Puppchen

Possen-Novität von J. Kren u. C. Kraatz, Gesangstexte von Alfr. Schönfeld, Musik von Jean Gilbert.

Kleines Theater.

Allabendlich 8 Uhr:

Professor Bernhardi.

„MOULIN ROUGE"

63a Jäger-Strasse 63a.
Vollständig renoviert.
Täglich: Reunion!
Neu! Ballorchester **Neu!**
Litschauer aus Wien.

Schloßbräu-Flaschenbiere

das bevorzugte, tägliche
Hausgetränk einer jeden
Berliner Familie.

Die Qualität ist hervorragend!

Düsseldorf Parkhotel
I. Familienhotel d. Stadt, in vornehmst., ruhigst. Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau bedeut. vergrössert. Gr. Konferenz- u. Festsäle. Dir. F. C. Eisenmenger.

Köln - Savoy-Hôtel
am Dom, erstes Familien-Hôtel. Neu: Grillroom und Hôtelbar.

Köln : Hôtel Continental
: am Dom : 1912 umgebaut. Zimmer m. Bad.

Wiesbaden - Hôtel Aegir
I. Ranges. Neben Kurhaus und Hoftheater. Renoviert. Thermalbäder in jeder Etage. Neuer Besitzer.

Admiralspalast
am Bahnhof Friedrichstrasse
Eis-Arena
Allabendlich:
Kunstlauf-Produktionen
Prunkvolle Eis-Ballets
Admirals-Theater
Admirals-Bad
Tag und Nacht
:: geöffnet ::
Herren- und Damen-Abteilung
Luxus-Bäder
stets abwechslungsr. interess. Programm.

Zirkus Busch.
Abends 7½ Uhr:
U. a.
Mac Norton, der Unersättliche.
Toulouse, Balance-Akt.
Geschw. Carré, Reitkünstlerinnen.
Die grosse Prunkpantomime
„Sevilla"
in sechs glänzenden Akten.

EDEN HOTEL

BERLIN W., KURFÜRSTENDAMM 246/247
AM ZOOLOGISCHEN GARTEN
INHABER ALFRED WALTERSPIEL
Besitzer des Restaurant Hiller Unter den Linden

GRÖSSTER KOMFORT
5 UHR-TEE ▫ RESTAURANT ▫ TERRASSE

Neu eröffnet

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk.

WINTERGARTEN

Sonnabend, den 1. Februar:

Première

14 Debuts 14

Sensationell!



Licht-Spiele

Mozart-Saal

Der neue Spielplan dieser Woche

.... Beginn 6 Uhr ....

Jeden Freitag

Premiere

Nollendorfplatz

Bedeutende Südd. Verlags-Anstalt A.-G. mit eigenen grossen Druckereien übernimmt **Buchverlag** jeder Richtung **Druck und** kompl. Herstellung aller (illustr.) Zeitschriften und Buchwerke. Anfragen erb. an Rudolf Mosse, München, unter A.-G. 3338.

RICHE Unter den Linden 27

Weinrestaurant und Bar

Die ganze Nacht geöffnet!

BOARDING-PALAST

BERLIN

Kurfürstendamm 193–194
IM ZENTRUM DES WESTENS

Familien-Hotel und Hotel allerersten Ranges

Mäßige Preise. 600 Zimmer mit Privatbad, eingeteilt in größere und kleinere abgeschlossene Wohnungen und Einzelzimmer mit laufendem kalten und warmen Wasser. Prospekt mit Zimmerplan und Preisen gratis und franko.

BOARDING PALAST BERLIN

Telegramm-Adresse: BOARDING BERLIN

G. SCHWEIMLER, Generaldirektor
Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Von Hotels der großen Welt.

Saisonwanderung Januar/Februar 1913.

Von einem Globetrotter.

Die intensiv anwachsende Hotelkultur in Deutschland, deren durchaus nicht zufälliges stärkstes Symptom die neulich gegründete Hotelakademie bedeutet, hat gezeigt, daß wir Deutschen fortan nicht mehr nötig haben, uns von den anderen mondaineren Nationen ironisch beäugeln zu lassen. Wir haben von der Schweiz gelernt. Es dürfte interessant sein, einmal die Welt der deutschen Intelligenz mit jenen Häusern bekanntzumachen, die hier die ersten Schritte gewagt haben auf dem Gebiete des Hotelkomforts und der Hotelhygiene. Schreiber dieser Zeilen, ein nimmermüder Europawanderer, wird darum hier in jeder neuen Saison versuchen, ein wenig wegweisend zu wirken. Bei dem Wust unserer modernen Unterkunftsmöglichkeiten dürfte dies manchem willkommen sein. Die Reichshauptstadt, die noch vor wenig Jahren kein repräsentatives, vornehmes Gasthaus besessen hat, hat heute Häuser wie Adlon, Esplanade und den Uhlschen Betrieb, und erst vor wenigen Wochen am Zoo, in der Wohngegend der vornehmen Welt Berlins, im Eden-Hotel die dort draußen lang entbehrte Heimstätte künstlerischer Kultur, der Behaglichkeit, des Wohnens, des Speisens und guten Lebens, erhalten. Die Tage der kleinen verräucherten Weinstuben, die früher den Großhotels angegliedert waren, sind für immer vorüber. Das zeigt die letzte Reise des Unterzeichneten. Zunächst Hamburg, da er an dem monumentalen Alsterpalast des Hamburger Hof Gelegenheit gehabt hat, zu konstatieren, daß ein historisches Haus, das zwar nicht von gestern und heute ist, mit einer feinen, gefälligen Würde es versteht, seinen Weltruf zu festigen.

Von Hamburg ging es über Düsseldorf, da seit dem großen Ausstellungsjahr 1902 das von Krupp erbaute Park-Hotel in idealer Lage am Hofgarten als ein Ruhepunkt des rheinisch-westfälischen Eisenadels hoheitsvoll steht, nach Cöln zum alten Hotel Ernst, das wie ein Phönix aus der Asche als Excelsior-Hotel wiedererstanden, vis-à-vis dem Dom gelegen, schweizerischen Hotelgeist in die alte Colonia mit überraschendem Erfolg hineingetragen hat.

Ein Wintertag dem Rheine entlang, die gastlichen Gefilde der Caracciolas nur dankbar im Vorübersausen begrüßend, geht es schnell nach Wiesbaden, um noch eins der berühmten dortigen Kaiserhoffeste zu erhaschen. Im Kaiserhof ist wie in seinem Berliner Namensvetter alte gute deutsche Tradition zu Hause, ein herrlicher Garten täuscht die Besitzung einer eigenen Villa vor. In Frankfurt hat seit Jahren das im englischen Sinne geführte Carlton-Hotel das Szepter an sich

gerissen, wenn man es die Gunst der vornehmen Welt — und wer bereist nicht Frankfurt am Main — bezeichnen will.

Ein altes historisches Gasthaus, in dem sich einst der verstorbene König von England verlobt hat, der Prinz Carl in Heidelberg, vereint noch heute die gelehrte akademische Zunft gern mit der Welt des Hofes und der Aristokratie.

Das Haus der Vornehmen für Mannheim ist das Park-Hotel, dessen gesellschaftliche Kultur dem gesamten neuen Mannheim seinen charakteristischen Stempel aufgedrückt hat.

In der Stadt, die seit vier Jahrzehnten wieder deutsch ist, Straßburg, führt noch immer das alte rote Haus, das jetzt stolz den Namen Palast-Hotel trägt, jene unnachahmliche elsässische Tradition fort, die man eben nur in Straßburg findet. Der alte Menzel hätte heute seine Freude gehabt an der Farbenpracht des bunten Bildes hier, das vornehmlich die hohen Offiziere der elsässischen und badischen Garnison darstellen. In Basel, dem Eingangstor der Schweiz, ist seit langem das Hotel L'Univers das Hotel der großen Welt.

In Zürich kann es einzig und allein Hotel Baur au lac sein, dem jüngst kein Geringerer wie unser Jubilar-Kaiser die Bestätigung behaglicher Wohnlichkeit gegeben hat. Das Hotel Baur au lac ist wohl mit das führende Haus der Schweiz, es vereinigt die unnachahmliche, den Schweizern angeborene Hoteltechnik mit jenem Geiste moderner Eleganz, der uns von England herübergekommen ist.

Eine südliche Note trägt das Palast-Hotel, in der wunderbarsten Lage am Quai zu Luzern gelegen, das der berühmten Hoteldynastie Bucher Durrer gehört, die ihren starken Anteil an dem Renommee der Schweiz als ideales Hotelland beanspruchen dürfen. Was die Seilers in Zermatt, die Bucher Durrers in Bürgenstock, Luzern und Italien sind, das bedeutet der Name Gattani für Engelberg, Brüder, die aus diesem lieblichen Menschen- und Kinderparadies erst den behaglichen Wohnplatz im Sommer und im Winter geschaffen haben. Im berühmtesten Orte der Schweiz, Sankt Moritz, steht das Haus, dessen Name so bekannt ist in der Welt der Austernschlürfer, daß es wirklich nicht nötig ist, genannt zu werden, es sei darum nur auf die einzigartigen Festlichkeiten, die Direktor Ruegg seit einigen Jahren im Grand-Hotel veranstaltet, hingewiesen, die ein Stückchen interessante Völkerpsychologie im kleinen Rahmen in sich vereinigen wie wohl nirgends anders im eleganten Europa.

Die Palast-Hotels in Pontresina und Maloja bedeuten für ihre aufstrebenden Stätten den wesentlichsten Faktor zur Heranziehung einer Welt, die bequem zu wohnen liebt und dabei des Lebens Luxus nicht entbehren will.

Nun noch schnell ein paar Tage zur Gilfpromenade nach Meran, da man im Meraner Hof nicht nur den Deutschen,

sondern auch die „Gothas“ anderer Nationen an Hand seiner Gäste hier studieren kann.

Da der Münchener Fasching lockt, ist für den Besuch des „König Laurin“ in Bozen nur ein Tag gegönnt, Zeit genug, um feststellen zu können, daß der „König Laurin, das vornehme Tochterhaus des traditionellen schwarzen Greif, vom Standpunkte künstlerischer Kultur eine Gesamterscheinung von seltener Harmonie bedeutet. Hier dürften eigentlich Gäste nur eintreten, die selber durchgebildeten Geschmack besitzen.

Erinnerungen seltener Art birgt das Haus auf der Mendel, das Hotel Penegal, von dessen gemütlichen Stunden in der großen Halle unter rhythmischen Klängen noch ausführlich erzählt werden soll.

Ein paar Tage im Haus Gibson, dem Lieblingsaufenthalte deutscher Fürstlichkeiten, führen endlich zum Münchener Fasching. Das Haus, das seit einigen Jahren in München die deutsche Gesellschaft fesselt, ist das Regina-Palast-Hotel, das seinen königlichen Namen mit echt Münchener vornehmer Gebärde zu tragen weiß. Es ist das Schwesterhaus des Bayrischen Hofes am Promenadeplatz.

Mit dem Begriff Stuttgart verbindet der Globetrotter seit Dezennien das Wort Marquardt, das fast heute schon ein Programm, man möchte beinahe sagen, ein Ehrenprädikat bezeichnet. Es gilt mit Recht wohl als das im guten Sinne vornehmste Haus der süddeutschen Staaten. Es sei nur an die Erinnerungen des heimgegangenen Dichters Björnson erinnert, die ihn an dieses Haus knüpften. Da in Berlin in den Räumen des Zoo, die heute unter dem mustergültigen Uhlschen Betrieb stehen, der Alpenball lockt, bleibt nur für den letzten Reisetag ein Tag deutschen Wintersports übrig, der im deutschen Sankt Moritz, Oberhof, in seinem führenden Hause, im Herzoglichen Schloßhotel, von dem manch schönes Erlebnis vom Sommer her lockt.

Auf Wiedersehen im Frühling!

Globetrotter.

Fledermaus

Unter den Linden 14 .·. Unter den Linden 14

Vornehmstes Vergnügungs-Etablissement der Residenz

Französische und Wiener Küche .·. 2 Wiener Kapellen

Geöffnet ab 10 Uhr abends

Reiseführer

BADEN-BADEN ▫ Grand Hôtel Bellevue

Lichtenthaler Allee, grösster eig. Park; 32 Zimmer mit Bad; Garage, Omnibus; illustrierte Prospekte. Bes.: **Rud. Saur.**

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf am Haupt-bahnhof **Hotel Germania**

Elektrisches Licht — Zentralheizung — Lift — Neu-erbaute grosse Halle — Zimmer von 3 Mark an.

Hannover, Kastens Hotel :: gegenüber dem :: Königlichen Hoftheater

Vornehmstes Haus mit allem modernen Komfort ■ in freiester und schönster Lage. **Autogarage.**

Köln am Rhein Monopol-Hotel

Ersten Ranges. Am Bahnhof und Dom. Zimmer von 3,50 Mark an. Mit Privatbad von 7 Mark an.

Salzburg ▪ Hotel Pitter

Familienhaus I. Ranges. — Frei gelegen, in der Nähe sämtlicher Bahnhöfe und elektrischer Verbindungen. — Neuzeitige Einrichtungen.

STRASSBURG i. E.
Palast-Hotel Rotes Haus

ERSTEN RANGES
:: Prächtiger Neubau ::
Ruhige, schönste Lage
— AUTO-GARAGE —

Wiesbaden ▪ Der Nassauerhof, hochvornehmes Hotel in freier bevorzugter Lage gegenüb. Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badhäuser mit direkt eig. Kochbrunnenzufluß. 100 Wohnung. u. Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren nach Schroth** herrliche Lage Wirks. heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. frei

Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 Mk.

Zehlendorf-West bei Berlin

Wald-Sanatorium Dr. Hauffe

Persönliche Leitung der Kur
Ruhiger Landaufenthalt



Sanatorium

Kurhaus Buchheide

— Stettin-Finkenwalde. —

Für Nervöse, Erholungsbedürftige, Herz- und Stoffwechselkranke.
Pension täglich 7—12 Mark.
Leitender Arzt: Dr. Mosler.

Grill-Room Berlin W., Motzstr. 22
Inhaber: Paul Ostermann

Vornehmstes Unterhaltungs-Restaurant - - in Berlin W. - - „Pompadour"

Preis: EINE Mark 80 Pfg.

Der Verleger bittet diejenigen Leser der „Zukunft", die Paul Rohrbachs Buch vom „**Deutschen Gedanken in der Welt**" noch nicht gelesen haben, sich dasselbe zur Prüfung in einer der besseren Buchhandlungen **zwanglos** vorlegen zu lassen. Man wird für diese Anregung wahrscheinlich dankbar sein.

PROSPEKT frei von Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf.

Dr. Rosell Ballenstedt-Harz **Sanatorium**

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt mit neuerbautem **Kurmittel-Haus** für alle physikalischen Heilmethoden in höchster Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

Herrliche Lage. 100 Betten. Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl. Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen. Herrliches Klima.

Ober-Krummhübel
Touristenheim

Besitzer: Alex Rischke.

Sommer und Winter geöffnet.
Vornehm ruhige Lage, direkt im Walde, 740 m Seehöhe.
Schöne Aussicht nach dem Hochgebirge.
Gute Küche. — Hohe, modern eingerichtete Gesellschafts- und Fremdenzimmer. — Elektrisches Licht. — Bäder im Hause.

Priessnitz-Sanatorium
Gräfenberg (Oesterr.-Schlesien)
630 m ü. M.

Eröffnet 1911. Für innere und Nervenkranke. Physikal.-diät. Heilverfahren
Ganzjährig geöffnet.

Chefarzt Sanitätsrat Dr. Rudolf Hatschek.

Flaschengär-Frucht-Sekt!
Marke Bürgermeister-Sekt.

Im Geschmack und Aussehen von Traubenwein-Sekt nicht zu unterscheiden, aber noch nicht halb so teuer. Leicht und sehr bekömmlich. Nur 10 Pfg. Steuer. Auch in eleganter neutraler Ausstattung. Zu beziehen durch den Weinhandel oder ab Fabrik.

F. Lehmkuhl, Hamburg 21.

Canadische Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft.

Auf Grund der Autorisation der außerordentlichen Generalversammlung vom 2. Oktober 1912 hat der Verwaltungsrat beschlossen, $ 60 000 000,— neue Aktien (common stock) auszugeben und den am 2. Januar 1913 eingetragenen Aktionären im Verhältnis von drei neuen Aktien auf zehn alte Aktien zum Kurse von 175% zur Verfügung zu stellen. Der Zeichnungspreis ist bei der Bank of Montreal in New York oder Montreal oder London wie folgt zu zahlen:

20 % = $ 35 per Aktie bei der Zeichnung bis spätestens 13. Februar 1913, nachm. 3 Uhr,
20 % = $ 35 " " am 14. April 1913,
20 % = $ 35 " " " 16. Juni 1913,
20 % = $ 35 " " " 18. August 1913,
20 % = $ 35 " " " 20. Oktober 1913.

In London wird der Dollar mit 4 shilling 1½ pence umgerechnet. — Die geleisteten Einzahlungen verfallen, sofern die späteren Einzahlungen nicht pünktlich erfolgen. — Auf die ersten vier Einzahlungen werden von deren Fälligkeitstage ab bis zum 30. September 1913 7% Zinsen im Oktober 1913 gezahlt. — Einzahlungen und die Vollzahlung können auch vor den Fälligkeitstagen geleistet werden, für die Vorauszahlungen werden jedoch keine Zinsen vergütet. — Die Ausgabe der neuen Aktienzertifikate erfolgt in New York vom 3. Dezember 1913 ab. — Die vollgezahlten jungen Aktien, für welche die definitiven Aktienzertifikate bis 31. Dezember 1913 erhoben worden sind, nehmen gleichmäßig mit den alten Aktien an der Dividende teil, welche für das am 31. Dez. 1913 endigende Vierteljahr zur Auszahlung gelangt.

Das Bezugsrecht für die auf **C. Schlesinger-Trier & Co.** lautenden Stücke kann durch diese Firma, für die auf die **Nationalbank für Deutschland** lautenden Stücke durch die **Nationalbank für Deutschland** in den gewöhnlichen Geschäftsstunden unter Einreichung der Aktien und Einzahlung von **20% des Zeichnungspreises der jungen Aktien** sowie Vergütung des Schlußscheinstempels auf den vollen Betrag

bis einschliesslich 8. Februar 1913

ausgeübt werden.

Die Einzahlungen sind in Berlin zu leisten mit

20 % = $ 35 per Aktie bei der Zeichnung,
20 % = $ 35 " " bis spätestens einschl. 11. April 1913,
20 % = $ 35 " " " " " 13. Juni 1913,
20 % = $ 35 " " " " " 15. August 1913,
20 % = $ 35 " " " " " 17. Oktober 1913.

Bei der letzten Einzahlung ist der deutsche Reichsstempel mit M. 12,60 für $ 100,— zu erlegen. — Der Dollar wird bei der ersten Einzahlung bis einschließlich 28. Januar 1913 mit M. 4,21, von da ab mit M 4,22 berechnet. — Der Umrechnungskurs für die weiteren Einzahlungen wird jeweilig festgesetzt werden. Für die in Berlin bewirkten Zahlungen beginnt die Zinsvergütung von 7% vom 13. Februar bezw. 14. April bezw. 16. Juni bezw. 18. August 1913 ab. — Ueber die Einzahlungen stellen die Unterzeichneten Quittungen aus, gegen deren Rücklieferung seinerzeit die deutsch gestempelten Aktienzertifikate des New Yorker Registers ohne weitere Spesen in Empfang genommen werden können. — Die alten Aktien werden mit einem die Ausübung des Bezugsrechtes kenntlich machenden Stempel versehen und Zug um Zug zurückgegeben. — Die für Ausübung des Bezugsrechtes erforderlichen Formulare sind bei den Unterzeichneten erhältlich. — Bruchteile von Aktien werden nicht ausgegeben; die Unterzeichneten sind auf Ersuchen bereit, die Verwertung entfallender Bruchteile nach Möglichkeit zu vermitteln.

Berlin, den 17 Januar 1913.

Die Finanzagenten der Canadischen Pacific-Eisenbahn-Gesellschaft.

C. Schlesinger-Trier & Co. **Nationalbank für Deutschland.**
Commanditgesellschaft auf Actien.

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit **herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern** fertiggestellt und per sofort zu beziehen. Die Häuser haben **Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc.** Einige Häuser sind auch mit **moderner Ofenheizung** ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebengelass versehen. **Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens.** Die Hauptstrassen sind durch elektrische Bogenlampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Ausser den **bereits vorhandenen 5 Strassenbahnen** 70, 73, 96 E, 99 und 35 werden **zwei neue Linien** noch im **Laufe dieses Jahres** in Betrieb genommen. **Die Fahrzeiten vom** Eingang des Tempelhofer Feldes betragen:

nach dem **Halleschen Tor ca. 7 Minuten,**
„ der **Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,**
„ der **Ritterstrasse—Moritzplatz ca. 15 Minuten,**
„ dem **Dönhoffplatz ca. 15 Minuten.**

Eine der **neuen Linien führt** von der Dreibund- Ecke Katzbachstrasse **in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.**

Die untere Hälfte des **Parkringes**, welcher mit **reichen Spielplätzen** und einem **grösseren Teich**, der im Sommer zum **Bootfahren** und im Winter als **Eisbahn** dient, versehen wird, befindet sich bereits im Bau und wird **noch in diesem Jahre** fertiggestellt.

Auskünfte, sowohl über die **zum 1. Oktober** d. J. wie die zum **1. April** n. J. zu vermietenden Wohnungen werden im **Mietpavillon am Eingang des Feldes, Telephon Amt Tempelhof Nr. 627**, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich **Anschlusses von Waschtoiletten** an die **Warm- und Kaltwasserleitungen**, bezüglich der **Auswahl der Tapeten** wird in bereitwilligster Weise Rechnung getragen.

Bayerisches Viertel

Unser, diesseits des Stadtparks, zwischen den Untergrundbahnhöfen Bayrischer Platz und Stadtpark am Rathaus belegenes Gelände wird jetzt baureif hergestellt. Wir stellen das Terrain parzellenweise zum Verkauf. Auskunft im Bureau, vormittags 10 bis 1 Uhr.

Berlinische Boden-Gesellschaft

Charlottenstrasse 60 III

Hildesheimer Bank.

Die Aktionäre unserer Bank werden hierdurch zur

27. ordentlichen Generalversammlung

auf Donnerstag, den 18. Februar 1913, mittags 12 Uhr in Hildesheim im Bankgebäude

eingeladen.

Tagesordnung:

1. Geschäftsbericht des Vorstandes und Vorlage der Bilanz nebst Gewinn- und Verlust-Rechnung für 1912.
2. Bericht des Aufsichtsrats.
3. Beschlussfassung über die Bilanz und die Gewinn- und Verlust-Rechnung für 1912.
4. Entlastung des Aufsichtsrats und des Vorstandes.
5. Beschlussfassung über Verteilung des Reingewinns und Auszahlung der Dividende.
6. Aufsichtsratswahlen.

Hildesheim, den 20. Januar 1913.

Hildesheimer Bank.
Der Aufsichtsrat:
v. Voigt, Vorsitzender.

Bank für Handel und Industrie

(Darmstädter Bank)

Berlin Darmstadt

Düsseldorf Frankfurt a. M. Halle a. S. Hamburg Hannover Leipzig Mannheim München Nürnberg Stettin Strassburg i. E. etc.

Aktien-Kapital und Reserven 192 Millionen Mark

Centrale: Berlin, Schinkelplatz 1-4

30 Depositenkassen und Wechselstuben in Berlin und Vororten

Ausgabe von Welt-Zirkular-Kreditbriefen

Zahlbar an über 2000 Plätzen bei ca. 3000 Zahlstellen

Mitteldeutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft

Aktienkapital 60 000 000, Mark. — Reserven ca. 8 000 000,— Mark.

MAGDEBURG — HAMBURG — DRESDEN — LEIPZIG.

Zweigniederlassungen bezw. Geschäftsstellen in

Aken a. E., Aue i. E., Barby a. E., Bismark i. Altm., Burg b. M., Calbe a. S., Chemnitz, Dessau, Egeln, Eibenstock, Eilenburg, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Finsterwalde N.-L., Frankenhausen (Kyffh.), Gardelegen, Genthin, Halberstadt, Halle a. S., Helmstedt, Hersfeld, Hettstedt, Ilversgehofen, Kamenz, Kloetze i. Altm., Langensalza, Lommatzsch, Meissen, Merseburg, Mühlhausen i. Th., Neuhaldensleben, Nordhausen, Oederan, Oschersleben, Osterburg i. A., Osterwieck a. H., Perleberg, Quedlinburg, Riesa, Salzwedel, Sangerhausen, Schönebeck a. E., Schöningen i. Br., Sebnitz, Sondershausen, Stendal, Stollberg i. E., Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Torgau, Weimar, Wernigerode a. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam), Wolmirstedt (Bez. Magdburg), Wurzen i. S., Zeitz, Kommandite i. Aschersleben.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.

Nervosität,

geistige Ueberanstrengung, Herzleiden, Altersbeschwerden, Schlaflosigkeit bekämpft man erfolgreich mit

Olosanta - Perlen

Packung A Mk. 2.—, 10 Bäder Mk. 18.—.
Ideales Sauerstoff-Bad.

Zu beziehen durch:
Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co.
Hamburg 1/B. S.

Soeben erschien der **Schlussband** von

Geschichte d. öffentlich. Sittlichkeit in Russland.

Von **BERNH STERN.**

ca. 700 Seiten mit 21 interess. Illustrationen M. 10.—. geb. M. 12.—

Inhalt: I. **Russische Grausamkeit.** II. **Weib u. Ehe.** (Hochzeitsbräuche u. Lieder etc.) III. **Geschlechtliche Moral.** IV. **Prostitution, Perversität und Syphilis.** V. **Folkloristische Dokumente** (das Erotische in Literatur und Karikatur. Sexuelles Lexikon, Sprichwörter, Lieder und Erzählungen).

Bd I. M. 7.—. Geb. M. 9.—. Beide Bde. falls zusammengekauft M. 15.—. Geb. M. 18.—. Ausführl. kulturgeschichtl. Prosp. gr. fr.

H. Barsdorf, Berlin W. 30, Barbarossastr. 21 II.

Blüten- Schleuder- Honig goldklar, flüssig oder fest

garantiert unverfälschtes Bienenprodukt, kein Oldenburger Seimhonig, sondern transparent in mild. Geschmack. 10-Pfd.-Büchse frko. 7.50 M. Auslese 8 M., halbe Büchse 4.50 M. **Garantie: Zurücknahme.** Großimk. v. Lehr. **Fischer, Oberneuland a. d. Weser.** 500 Bienenstöcke lt. Preisl.

Trauungen in England

besorgt: **Brock's, Ltd.** 188, The Grove Hammersmith, **London, W.** Gesetzauszug 50 Pfg.

Fabrikanten und Exporteure,

die ihre Erzeugnisse in den **Vereinigten Staaten** einzuführen wünschen, wollen sich gefälligst mit uns in Verbindung setzen. Unsere Methode bringt ausserordentliche Resultate, indem wir in den grösseren Städten Händler finden, die gute Artikel gegen Vorausbezahlung **direkt importieren** und **forcieren.**

Stanley Advertising Service,
15 West 38-th street, New York.
(Anfrag. werd. prompt u. kostenfrei erled.)



Fabrik und Verkaufsstelle: Bonn a. Rhein. Fernsprecher Nr. 369.
Kalasiris-Spezialgeschäft: **Frankfurt a. M.,** Grosse Bockenheimerstr. 17. Fernspr. Nr. 9154
Kalasiris-Spezialgeschäft: **Berlin W. 62,** Kleiststr. 25. Fernsprecher 6 A, 19173.
Kalasiris-Spezialgeschäft: **Berlin SW. 19,** Leipzigerstr. 71/72. Fernsprecher I, 8830.

Newyorker „GERMANIA“ Lebens-Vers.-Ges., BERLIN

Total-Aktiva am 31. Dez. 1911		M. 196,580,385
Reiner Ueberschuss, Gewinn-Reserve, Sicherheits-Kapital, Extra-Reserve		„ 29,620,786
Vermehrung der Aktiva	1911:	„ 6,129,318
Bar-Einkommen		„ 32,394,365
Versicherungen in Kraft für		„ 551,512,579

Bisherige Auszahlungen:

Todesfälle und Lebenspolicen . . . . ca. **M. 255¼ Millionen**
Dividenden . . . . „ „ **44½** „

Trotz **ungewöhnlich billiger** Prämie beginnt die **Gewinnverteilung** schon nach **einem** Jahre. Die erste Dividende betrug **ca. 10%** der Prämie.

Nach **einem** Jahre sind die Policen **unanfechtbar**, auch bei Duell und Selbstmord. Nach mindestens dreijährigem Bestehen ist **Unverfallbarkeit** absolut **garantiert:** die Versicherung läuft auf Antrag in **voller Höhe** eine Reihe von Jahren weiter, auch wenn weitere Prämien nicht gezahlt werden. Beispiel: Ein 30jähriger versichert M. 10,000, die nach 20 Jahren resp. beim früheren Tode fällig werden, und zahlt nur 3 Jahre Prämien. Trotzdem bleibt er **weitere 13 Jahre 5 Tage** versichert, und es werden, falls er innerhalb dieser Zeit stirbt, die **M. 10,000 ohne Abzug** an die Erben ausbezahlt. Jede gewünschte Auskunft und Offerte erteilt

die General-Agentur für Berlin und die Provinz Brandenburg

Paul Gerstel & Co., Berlin SW., Zimmerstr. 88.

Agenten gegen Fixum und Provision gesucht.

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse	**Pavillon Mascotte**
Täglich:	Prachtrestaurant
Reunion	::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Palast — Bier-Cabaret

Anfang 8 Uhr. Jeden Monat **neues** Programm.

Café Eden

W, Kurfürstendamm 246-47

Im neuen Eden-Hotel
Luxuriöse Ausstattung

Alfred Walterspiel
Besitzer des Restaurant HILLER

Fertige Tagesplatten aus der **Französischen Küche**

Pilsener Urquell
Tucher
American Drinks

Eigene Konditorei

Zwei führende Hotels

BERLIN	HAMBURG
HOTEL ATLANTIC	HOTEL ATLANTIC
DER KAISERHOF	RESTAURANT PFORDTE
Zimmer von 6 Mark an aufwärts, mit Bad und Toilette von 12 Mark an.	Zimmer von 5 Mark an aufwärts, mit Bad und Toilette von 10 Mark an. · · Eigene moderne Garage. · ·

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.
Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telephon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.
Telegramm-Adresse: Kronenbank-Berlin bezw. Berlin-Börse.
Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.
Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Kuxen, Bohranteilen und Obligationen der Kali-, Kohlen-, Erz- und Oelindustrie, sowie Aktien ohne Börsennotiz.
An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

von Tresckow
Königl. Kriminalkommissar a. D.
Zuverlässigste vertraul. Ermittelungen und **Beobachtungen jeder Art.**
Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6051. **Potsdamerstr. 134a.**



Aufschlussreiche Wirkungs-Unterschiede, vornehme seelisch-intime Zeugn. enth. d. **Prospekt üb. ganz bestimmte** Charakt.-Analys. Briefl., handschr. **seit 20 Jahr.** Für **erweckte** höh. Interessen-**Grade!** „Flüchtiges", sow. Nachn. u. Mark. un-**zulässig.** P. Paul Liebe, Augsburg I, Z.-Fach.



= Angrenzend Schreiberhau. =
Bade- und Luft-Kurort
„Zackental"
Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.
Bahnlinie: Warmbrunn - Schreiberhau.



Hôtel **Sanatorium**
Neuzeitliche Einrichtungen. Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zentr. d. schönst. Ausflüge in Berg u. Tal. Luftbad, Uebungsapp., alle electr. (sehr billig, da eig. Electr.-Werk) u. Wasseranwendungen (ausschliesslich kohlensäurereiches Quellwasser).
Zimmer mit Verpflegung von M. 6.— ab.
Im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit Frühstück M. 4.— täglich.
Näh.: Camphausen, Berlin SW. 11.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch die **Anzeigenverwaltung Alfred Weiner** Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. Ztr. 8740 — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —

Bei der **Deutſchen Verlags-Anſtalt** in **Stuttgart** ſind erſchienen:

Kurd v. Schlözer: Römiſche Briefe

2. Auflage. Geh. M 8.–, in Kunſtleder geb. M 10.–, in echt Leder geb. M 12.–

„Pius IX., ſein Staatsſekretär Antonelli, die Kardinäle, die Botſchafter, die Geſandten, ſie alle rücken in greifbare Nähe, und in die geheimſten Werkſtätten der römiſchen Diplomatie darf der Leſer einen Blick tun. Den Freunden der Geſchichte und Kunſt Roms, **den Liebhabern einer geiſtvollen und abwechſlungsreichen Unterhaltung iſt ſchon lange keine ſo ergiebige Lektüre geboten worden.**" (Frankf. Ztg.)

S. Whitman: Deutſche Erinnerungen

2. Auflage. Mit 16 Bildniſſen. Geheftet M 8.–, in Leinen gebunden M 10.–

„Abgeſehen davon, daß das Buch vieles enthält, was auch dem deutſchen Leſer neu ſein wird, hat es für dieſen einen beſonderen Reiz, die heimiſchen Zuſtände und bedeutenden Perſönlichkeiten ſeines Volkes einmal **mit den Augen eines Ausländers** anzuſehen. Whitman gibt eine Reihe von intereſſanten Charakterbildern . . . u. a. von Kaiſer Wilhelm I., Bismarck, Moltke, Blumenthal, Prinz Heinrich VII. von Reuß, Fürſt Bülow, Lenbach, Th. Mommſen, Bebel u. a." (Kölniſche Zeitung.)



Für Inſerate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.